»wahren Sachverhalt«, der den falschen so nachdrücklich bestätigt, »wohl erst aus zweiter Hand erfahren konnte«. Während nämlich Herr Urzidil, wie er selbst ausgesagt haben soll, noch in der Nacht, da die Fenster eingeschlagen wurden, wenigstens vom Portier der Gesandtschaft, also aus erster und authentischer Quelle informiert wurde, so daß bereits am nächsten Morgen die deutsche Welt durch das Wolffbüro erfahren konnte, daß »schon wieder deutschfeindliche Ausschreitungen« in Prag stattgefunden hätten, war der Herausgeber der Fackel weder bei diesem Vorfall zugegen noch bei den vorangegangenen Tonfilmdemonstrationen. Von diesen hat er überhaupt kaum mehr erfahren, als daß gegen ihre kulturelle Mißdeutung der tschechoslowakische Außenminister sich auf ihn als unbehelligten Vertreter deutschen künstlerischen Schaffens berufen hat, und er erfuhr auch dies nur aus zweiter Hand, da das Wolff-Büro sich nicht beeilt hat, die deutsche Öffentlichkeit von diesem Prager Vorfall zu informieren, wiewohl er doch unstreitig mit dem Thema wie mit dem nationalen Punkt zusammenhängt. (Und der tschechoslowakische Außenminister hatte den Deutschen sogar die Erinnerung erspart, daß der Autor, den er als Zeugen dafür anbot, daß die Tschechen dem deutschen Wort nicht abhold seien, derselbe ist, gegen den das Deutschtum der »Bohemia« eine publizistische und akademische Hetze veranstaltet hat, die kulturell weit beträchtlicher war als der Pöbelradau gegen die deutschen Tonfilme!) Was nun aber die Information über die Tonfilmhetze als solche betrifft — sowohl die tschechische wie die deutsche —, war der Herausgeber der Fackel tatsächlich auf eine zweite Hand angewiesen: welche ihm den Berliner Börsen-Courier, Abendausgabe vom 25. September darreichte, woselbst im Leitartikel — und eben jenem, der zu der beanstandeten Wendung in der Fackel angeregt hat — unter dem Titel »Tonfilm und Deutschenhetze« diese sich als eine Hetze darstellte, in der mehr die Subjekt- als die Objektbeziehung der Deutschen hervortrat. Denn es war da ein besonderer Nachdruck auf die Verbreitung der Vorstellung gelegt: daß die Menge der Demonstranten sich

in der Nähe der Deutschen Gesandtschaft

betätigt hätten, indem sie daselbst

Beleidigungen des Deutschen Reiches und seines Außenministers hinausschrie . . . .

Was lag näher, als daß sich dem Bewußtsein, dem seit damals so viel wahre und unwahre Sensationen angetan wurden, »im Zusammenhang« mit dem 19. März, wo »schon wieder« etwas geschehen war, wo es »vor der Deutschen Gesandtschaft in Prag« geschehen war und wo ihr von unbekannten Tätern tatsächlich »einige Fensterscheiben« eingeschlagen wurden — Herr Urzidil gibt jetzt erst die genaue Zahl an —, was lag also näher, als daß sich ihm die Vorstellung einprägte, es sei schon damals eine einzige eingeschlagen worden (was ja kein Wunder gewesen wäre), und umsomehr, als es in den damaligen Berichten von anderen tatsächlich eingeschlagenen Fensterscheiben nur so wimmelte! Vielleicht ist Herrn Urzidil, dessen Wachsamkeit sich von der des Portiers der Deutschen Gesandtschaft gewiß nicht beschämen läßt — wiewohl nicht er den Portier, sondern dieser ihn von dem Vorfall des 19. März benachrichtigt hat —, vielleicht ist ihm der Autor des am 25. September aus Prag hinaustelephonierten Leitartikels — annähernd mit der Lautstärke, mit der »in der Nähe der Deutschen Gesandtschaft« die Beleidigungen des Deutschen Reiches hinausgeschrien wurden —, des Leitartikels, der doch weit mehr als die Vorstellung einer eingeschlagenen Fensterscheibe zu verbreiten gewünscht hat — vielleicht ist Herrn Urzidil dieser unbekannte Täter bekannt, dessen Verfolgung ich eingeleitet habe. Hält er es für möglich, den Leitartikel über eine eingeschlagene Fensterscheibe zu leugnen, weil es ein Leitartikel über eine Beleidigung des Deutschen Reiches war? Würde er solches insbesondere dann für möglich halten, wenn ihm der Verfasser des Leitartikels nahestünde, wenn er, sagen wir, obschon nicht geradezu mit ihm verwandt, so doch identisch wäre? Natürlich könnte man, da er hier von einem doppelten Geheimnis, dem amtlichen als Presseattaché und dem noch gewichtigeren redaktionellen als Korrespondent des Börsen-Couriers geschützt wäre, von seiner Beziehung zum Autor dieses Leitartikels nur aus zweiter Hand erfahren haben. Aber eben dieser verdankt man auch das Wissen, daß wegen des Leitartikels wie jener vielen Meldungen, die auf dem

Umweg des Wolffbüros in die deutsche Presse gelangt sind, der Presseattaché der Deutschen Gesandtschaft in Kreisen, die ihm vielleicht mit Unrecht dafür verantwortlich machen, derartige Anfeindungen erdulden mußte, daß er sich sogar genötigt sah, die deutsche Staatsbürgerschaft mit Nachsicht sowohl des tschechischen Namens wie des sonst erforderlichen Aufenthalts in Deutschland zu erwerben.

Der Herausgeber der Fackel hofft, das unzutreffende Bild des wahren Sachverhaltes nunmehr wunschgemäß durch ein zutreffendes ersetzt zu haben, das die Welt, wenn sie schon keine Vorstellung ist, doch als Willen offenbart. Er hat es getan, weil er zweifelt, ob es der Autorität der Deutschen Gesandtschaft entspreche, daß auf ihrem Geschäftspapier die Anekdote vom zerbrochenen Krug: 1.) habe ich mir keinen entliehen, 2.) war er, als ich mir ihn entlieh, schon zerbrochen und 3.) habe ich ihn ganz zurückgegeben, irgendwie auf eine eingeschlagene Fensterscheibe, die ganz war, bis zu sieben, die eingeschlagen waren, variiert ~~werde~~ An und für sich müßte ja, wie gesagt, die Unterzeichnung eines Briefes der Deutschen Gesandtschaft mit einem Namen, der einen Klang hat, als ob in ihm die Vorstellung von eingeschlagenen Fensterscheiben geradezu erfüllt wäre, dem stärksten Mißtrauen begegnen. Aber vielleicht verhält sich die Sache doch so, daß Herr Urzidil zwar im Allgemeinen befugt ist, als Presseattaché für die Deutsche Gesandtschaft das Wort zu ergreifen, dort wo er Hoffnung hegen kann, die Presse zu beeinflussen — eine Hoffnung, die ja keineswegs auf einem übertriebenen Optimismus beruhen dürfte —, daß er hier jedoch dem Wunsch der Deutschen Gesandtschaft, statt einer Vorstellung eine Richtigstellung zu verbreiten, in etwas zu unbefangener Weise entgegengekommen ist, und damit freilich dem Wunsch der Fackel, keine Zuschriften zu erhalten, direkt zuwidergehandelt hat. Denn wenngleich es vorstellbar wäre, daß die Deutsche Gesandtschaft von dem Wunsch beseelt ist, dem verantwortlichen Redakteur der Fackel die Berichtigung einer ihr unrichtig erscheinenden Behauptung, oder wenn dies nach der gesetzlichen Norm nicht aussichtsvoll wäre, ein Ersuchen um Richtigstellung zu übermitteln, so ist es doch wohl kaum erträglich, daß Herr Urzidil aus seinen

Erfahrungen im Umgang mit der Presse den Wunsch ableitet, in eben deren Rayon und also in den Umkreis seiner Wachsamkeit die Fackel einzubeziehen, auf die Art, daß er durch die Ansprache »Sehr geehrter Herr Karl Kraus!« eine literarische Intimität, deren Vorstellung er offenbar bei seiner Behörde zu verbreiten wünscht, für den internen Zweck nutzbar macht. Was Herr Urzidil sich und seiner Behörde sonst vorgestellt haben mag, und ob er wirklich der Meinung war, auf die Fackel annähernd den Eindruck zu erzielen, dessen er gegenüber seinen Vorgesetzten sicher sein konnte, als er sich erbötig machte, die Sache in Ordnung zu bringen, darüber sind wir nicht einmal aus zweiter Hand informiert; es entzieht sich ganz so naturgemäß unserer Kenntnis, wie die deutsche Welt aus Prag Kunde bekommt, sooft eine Fensterscheibe eingeschlagen wird. Herr Urzidil ist, soweit wir uns selbst überzeugen konnten, ein Prager Literat, dessen teils tschechische, teils nichtdeutsche Abkunft, von der wir nur aus zweiter Hand wissen, die Opfer, die er für die Sache des Deutschtums bringt — wenn schon nicht durch sein Schaffen, so durch seine Gesinnung — beträchtlich erscheinen läßt. Der Wagemut, mit dem er nicht nur allen nationalen Anfeindungen trotzt, sondern sich mit dieser Haltung auch noch in das satirische Blickfeld der Fackel begibt, ist hoch anzuschlagen; er grenzt an Unbesonnenheit. Der Erfolg für die Deutsche Gesandtschaft in Prag, in deren Namen er auftritt, besteht nicht so sehr darin, daß, wie bis zum Endsieg täglich das Wolffbüro gemeldet hat, eine Vorstellung genommen wurde, sondern daß sie, wie es niemals zugab, in geradezu vorbildlicher Weise befestigt erscheint.

Erfahrungen im Umgang mit der Presse den Wunsch ableitet, in eben deren Rayon und also in den Umkreis seiner Wachsamkeit die Fackel einzubeziehen, auf die Art, daß er durch die Ansprache »Sehr geehrter Herr Karl Kraus!« eine literarische Intimität, deren Vorstellung er offenbar bei seiner Behörde zu verbreiten wünscht, für den internen Zweck nutzbar macht. Was Herr Urzidil sich und seiner Behörde sonst vorgestellt haben mag, und ob er wirklich der Meinung war, auf die Fackel annähernd den Eindruck zu erzielen, dessen er gegenüber seinen Vorgesetzten sicher sein konnte, als er sich erbötig machte, die Sache in Ordnung zu bringen, darüber sind wir nicht einmal aus zweiter Hand informiert; es entzieht sich ganz so naturgemäß unserer Kenntnis, wie die deutsche Welt aus Prag Kunde bekommt, sooft eine Fensterscheibe eingeschlagen wird. Herr Urzidil ist, soweit wir uns selbst überzeugen konnten, ein Prager Literat, dessen teils tschechische, teils nichtdeutsche Abkunft, von der wir nur aus zweiter Hand wissen, die Opfer, die er für die Sache des Deutschtums bringt — wenn schon nicht durch sein Schaffen, so durch seine Gesinnung — beträchtlich erscheinen läßt. Der Wagemut, mit dem er nicht nur allen nationalen Anfeindungen trotzt, sondern sich mit dieser Haltung auch noch in das satirische Blickfeld der Fackel begibt, ist hoch anzuschlagen; er grenzt an Unbesonnenheit. Der Erfolg für die Deutsche Gesandtschaft in Prag, in deren Namen er auftritt, besteht nicht so sehr darin, daß, wie bis zum Endsieg täglich das Wolffbüro gemeldet hat, eine Vorstellung genommen wurde, sondern daß sie, wie es niemals zugab, in geradezu vorbildlicher Weise befestigt erscheint.

Wunder der Technik

Die ‚Theaterwelt' (Düsseldorf) leitet Zitate aus der seinerzeitigen Enquete des ‚Brenner' (Dehmel, Schönberg, Kokoschka und Wedekind) mit dem folgenden pompösen Vorwort ein:

Es gibt heute kaum eine geistige Erscheinung, die der Darstellung durch andere so wenig bedürfte und auch fähig wäre wie Karl Kraus. Wenn man ihn den bedeutendsten Publizisten deutscher — und nicht nur deutscher — Sprache unter den Lebenden — und nicht nur unter ihnen — genannt hat, welch kleiner Teil seiner Gestalt und seines Wirkens ist damit begriffen! Und nur der Umstand, daß die Presse, welche in ihm ihren größten Gegner zu fürchten hat, sich mit einem Schweigen rächt, das sie ›totschweigen‹ nennt, obwohl es ein ›Sichzutodeschweigen‹ ist, — nur dieser Umstand mag immer wieder dazu verleiten, für Karl Kraus, und sei es gegen seinen Willen, Zeugnis abzulegen: den Menschen zu sagen, daß in nächtlicher Zeit einer für sie wacht.

Warum ich es abdrucke? Erstens aus Eitelkeit, zweitens, weil der Hinweis darauf, daß es gegen meinen Willen geschieht, richtig ist, ferner weil es den Mut einer Theaterzeitschrift beweist, und schließlich weil noch einiges dafür und dagegen zu sagen ist. Für die weitaus geringste unter den Erhebungen halte ich es, der bedeutendste unter den lebenden Publizisten deutscher Sprache genannt zu werden, da ich der Meinung bin, daß die Publizisten deutscher Sprache diese durch eigene Tatkraft überlebt haben. Auch den weiteren Vorrang vor den Nichtlebenden kann ich für keine besondere Ehrung erachten, da ich bekennen muß und einmal sprachkritisch beweisen zu können hoffe, daß der Glaube, die deutsche Literatur habe jemals einen polemischen Künstler besessen, zu den vielfachen deutschen Wahnvorstellungen gehört. (Über den Vorrang vor den Publizisten anderer Sprachen kann ich nicht urteilen, da ich ihre Literatur zu wenig kenne; daß französisches Mittelmaß einen Gipfel deutscher Prosa überragt, davon bin ich überzeugt: eben gemäß dem Vorrang der deutschen

Wunder der Technik

Die ‚Theaterwelt' (Düsseldorf) leitet Zitate aus der seinerzeitigen Enquete des ‚Brenner' (Dehmel, Schönberg, Kokoschka und Wedekind) mit dem folgenden pompösen Vorwort ein:

Es gibt heute kaum eine geistige Erscheinung, die der Darstellung durch andere so wenig bedürfte und auch fähig wäre wie Karl Kraus. Wenn man ihn den bedeutendsten Publizisten deutscher — und nicht nur deutscher — Sprache unter den Lebenden — und nicht nur unter ihnen — genannt hat, welch kleiner Teil seiner Gestalt und seines Wirkens ist damit begriffen! Und nur der Umstand, daß die Presse, welche in ihm ihren größten Gegner zu fürchten hat, sich mit einem Schweigen rächt, das sie »totschweigen« nennt, obwohl es ein »Sichzutodeschweigen« ist, — nur dieser Umstand mag immer wieder dazu verleiten, für Karl Kraus, und sei es gegen seinen Willen, Zeugnis abzulegen: den Menschen zu sagen, daß in nächtlicher Zeit einer für sie wacht.

Warum ich es abdrucke? Erstens aus Eitelkeit, zweitens, weil der Hinweis darauf, daß es gegen meinen Willen geschieht, richtig ist, ferner weil es den Mut einer Theaterzeitschrift beweist, und schließlich weil noch einiges dafür und dagegen zu sagen ist. Für die weitaus geringste unter den Erhebungen halte ich es, der bedeutendste unter den lebenden Publizisten deutscher Sprache genannt zu werden, da ich der Meinung bin, daß die Publizisten deutscher Sprache diese durch eigene Tatkraft überlebt haben. Auch den weiteren Vorrang vor den Nichtlebenden kann ich für keine besondere Ehrung erachten, da ich bekennen muß und einmal sprachkritisch beweisen zu können hoffe, daß der Glaube, die deutsche Literatur habe jemals einen polemischen Künstler besessen, zu den vielfachen deutschen Wahnvorstellungen gehört. (Über den Vorrang vor den Publizisten anderer Sprachen kann ich nicht urteilen, da ich ihre Literatur zu wenig kenne; daß französisches Mittelmaß einen Gipfel deutscher Prosa überragt, davon bin ich überzeugt: eben gemäß dem Vorrang der deutschen

Sprache.) Aber richtig ist die Anweisung des kleinen Raumes, den meine publizistische Tätigkeit innerhalb des Gesamtwirkens einnimmt, und hier sekundiere ich mit einer unerbittlichen Absonderung jenes Schaffens von der höheren Fähigkeit, an einem Tisch die Gestaltenfülle des Lebens darzustellen und die einer verlorenen Bühne zu ersetzen. (Vielleicht bin ich darin ungerecht, weil ich noch niemals, außer zu dem mir verhaßten Zweck einer Vorlesung »aus eigenen Schriften«, oder dem einer notwendigen Zitierung, eine Zeile aus 85 Bänden der Fackel gelesen habe; denn kein Autor hat jemals mit der vollen moralischen Verantwortung einen größeren Horror vor dem bis zum letzten Komma erarbeiteten Werke verbunden.) Was mir aber an dem Zeugnis ganz willkommen ist, das ist die Erkenntnis und Formulierung des Totschweigens der Presse als eines Sichzutodeschweigens. Nicht daß die »Ravag«, trotz meiner oft geäußerten Aversion und weil sie dem Ansturm der Hörer nicht länger Widerstand leisten konnte, sich entschlossen hat, an mich heranzutreten, aber der Mut — und sie kann bei ihrem Schritt des Bewußtseins nicht ganz ermangelt haben — gereicht ihr zur Ehre: daß sie sich nicht gescheut hat, das Problem meiner Publizität anzupacken. Zähneknirschend mußten es sich die Druckleger der Radiorubriken versagen, die Ankündigungen auszumerzen. (Der Fall war einmal eingetreten, wo es »denn doch nicht« ging.) Umso größer — mit Ausnahme von ‚Reichspost' und ‚Arbeiter-Zeitung' — das kritische Schweigen, das der mit Raimund und Nestroy erlangten Hörbarkeit antwortete. Das Wunder der Technik wurde durch ein eben solches wettgemacht, und die Teilübertragung der 600. Vorlesung hat vollends das Resultat ergeben, das dem »Sichzutodeschweigen« gleichkommt. Und zwar in der ganzen bürgerlichen Presse mit der Ausnahme der Arbeiter-Zeitung, die eben doch manchmal die Mahnung der sozialistischen Jugend zu spüren bekommt, der freilich angesichts der benachbarten Annonce von »Krupniks Winterhilfe« jede Hoffnung vergehen sollte. (Wie das der Herr im ‚Tag' mit sich ausmacht, der alles mögliche, nur eben das eine nicht registrieren durfte, was mindestens eine Sensation war, ist nichts anderes als eben die Privatsache, die heute identisch ist mit öffentlicher Meinung oder Nichtmeinung.) Der, wie Zuschriften behaupten, nicht nur in ganz Österreich, in

Berlin, München, Brünn, Sambor, Potstejn, nein, in den Pyrenäen (Pau) gehörte Beifall der Begrüßung: »welcher Sturm und Wellen, Jazz und Neuestes gleich einem Erdbeben unbemerkbar machte«, soll bewirkt haben, daß die enragiertesten Freunde des Fortschritts an diesem zu zweifeln begannen. Entsetzen wich völliger Apathie, doch heißt es, daß in vielen Bürgerhäusern die Lautsprecher zertrümmert wurden, wegen der Störung durch die hörbare Stimme. Das Erscheinen der Neuen Freien Presse in diesen Zeiten ist ja an und für sich ein Wunder der Technik. Zu den Gerüchten, daß die Kreditanstalt zu Zwecken der Information Gelder aufgewendet habe (die wir bezahlen müssen), auch das noch! Dem Benedikt, so sagt man, gell' es noch heute in den Ohren. Ein Wort, ein Mann, und an der Spitze des Blattes erschien, in jener wunderbaren Vereinigung, die die publizistische Technik über sich bringt:

— — — ~~Meine Herren! — — Auf ins~~ feine Strumpfgeschäft der guten Gesellschaft — — in der stillen Rotgasse — —

Jakob Gelles.

Gespräch mit Gandhi.

Berlin, München, Brünn, Sambor, Potstejn, nein, in den Pyrenäen (Pau) gehörte Beifall der Begrüßung: »welcher Sturm und Wellen, Jazz und Neuestes gleich einem Erdbeben unbemerkbar machte«, soll bewirkt haben, daß die enragiertesten Freunde des Fortschritts an diesem zu zweifeln begannen. Entsetzen wich völliger Apathie, doch heißt es, daß in vielen Bürgerhäusern die Lautsprecher zertrümmert wurden, wegen der Störung durch die hörbare Stimme. Das Erscheinen der Neuen Freien Presse in diesen Zeiten ist ja an und für sich ein Wunder der Technik. Zu ~~den Gerüchten, daß die Kreditanstalt zu Zwecken der Information Gelder aufgewendet habe (die wir bezahlen müssen),~~ auch das noch! Dem Benedikt, so sagt man, gell' es noch heute in den Ohren. Ein Wort, ein Mann, und an der Spitze des Blattes erschien, in jener wunderbaren Vereinigung, die die publizistische Technik über sich bringt:

— — — — Qualität erstaunlich, der Preis S 14.— im feinen Strumpfgeschäft der guten Gesellschaft in der stillen Rotgasse — Jakob Gelles.

Gespräch mit Gandhi.

— — — — — — — — — —

Berlin, München, Brünn, Sambor, Potstejn, nein, in den Pyrenäen (Pau) gehörte Beifall der Begrüßung: »welcher Sturm und Wellen, Jazz und Neuestes gleich einem Erdbeben unbemerkbar machte«, soll bewirkt haben, daß die enragiertesten Freunde des Fortschritts an diesem zu zweifeln begannen. Entsetzen wich völliger Apathie, doch heißt es, daß in vielen Bürgerhäusern die Lautsprecher zertrümmert wurden, wegen der Störung durch die hörbare Stimme. Das Erscheinen der Neuen Freien Presse in diesen Zeiten ist ja an und für sich ein Wunder der Technik. Zu der Sensation, daß Preßlumpen von Banklumpen bestochen wurden (für mein Geld), auch das noch! Dem Benedikt, so sagt man, gell' es noch heute in den Ohren. Ein Wort, ein Mann, und an der Spitze des Blattes erschien, in jener wunderbaren Vereinigung, die die publizistische Technik über sich bringt:

— — — — Qualität erstaunlich, der Preis S 14.— im feinen Strumpfgeschäft der guten Gesellschaft in der stillen Rotgasse — Jakob Gelles.

Gespräch mit Gandhi.

— — — — — — — — — —

Notizen, Briefe, Glossen

Radio Wien

(und die anderen österreichischen Sender)

27. September 19·40

Raimunds »Der Alpenkönig und der Menschenfeind«
(I, 7, 11 bis 21)

Begleitung: Franz Mittler

4. Oktober 20·25

Uraufführung

Das Notwendige und das Überflüssige

von Nestroy, bearbeitet von Karl Kraus
Musik von Otto Janowitz und anderen

Spielleitung: Karl Kraus Kapellmeister: Rudolf Wallner

Lord Wathfield	Victor Kutschera
Malvina, seine Tochter	Emmy Pfeiffer
Lord Howart, ihr Bräutigam	Hans Schweikart
Sebastian Faden, ein armer Seiler	Karl Kraus
Fabian Strick, sein Geselle	Hermann Wawra
Frau Schnittling, eine Kräutlerin	Lilly Fröhlich
Babette, ihre Tochter, Fadens Geliebte	Dora Miklosich
Pumpf, ein Bandelkramer	Karl Kneidinger
Hannerl, seine Schwester, eine Wäscherin, Stricks Geliebte	Gisa Wurm
Herr von Brauchengeld, ein zu Grund gegangener Rentier	Fritz Straßni
Mathilde, Emilie } seine Töchter	Mia Waldner, Blanca Glossy
Therese, deren Stubenmädchen	Elly Peiskar
Amtmann Geier	Arthur Ranzenhofer
Krall, Schnell } Gauner	Eduard Loibner, Aurel Nowotny
Ein Wirt	Heinrich Jensen

Seit August 1931 wurden die folgenden Beträge Unterstützungszwecken zugeführt:

An das Blinden-Erziehungs-Institut (Wittelsbachstraße) (Erlös aus älteren Nummern der Fackel und Rezensionsexemplaren, aus Photographien und Karten: Aufnahmen aus den Ateliers Joel-Heinzelmann, Charlottenburg und Trude Fleischmann, Wien) S 33.39.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (18. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige« S 39·20 und 12. Abrechnung »Die Ballade vom Papagei« S 3.60) S 42.80.

Honorare der »Ravag« an den Frank Wedekind-Gedenkfonds und zu Unterstützungszwecken S 1500.—.

Weitere Spenden für den Frank Wedekind-Gedenkfonds (Franz Wecksberg S 5.—, Prof. Dr. Karl Jaray S 200.—, Eine Hörerin S 20.—, C. St. S 10.—, Dr. Emil Franzel und Hans Lichtwitz S 12.30, H. Rumpler S 10.—, W. S 10.—, Smilovici S 20.—, Vereinigung »Karl Kraus« S 17.—) S 304.30.

Diversen Unterstützungszwecken S 60.—.

Der Erlös aus dem Programm 13. November an die Österreichische Rote Hilfe S 35.44.

Der Steuerbehörde ein Teil des Ertrags der Vorlesung 13. November als Restzahlung für die in den Jahren 1925 bis 1928 wohltätigen Zwecken gewidmeten Erträgnisse S 185.91.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S 85.024.64.

»Maturitni otazky z nemecké literatury« (Maturafragen aus der deutschen Literatur), von Fr. Pulec und Dr. Viktor Kubelka herausgegeben und zum Gebrauch an tschechischen Mittelschulen bestimmt; ‚Chronik der Menschheit' (Schweidnitz, 27. September 1930): S. 586, 595; ‚Der jüdische Arbeiter' (Wien, 24. Juli): »Zum Kongreß der Internationale« von Max Pilzer; ‚Radiowelt' (VIII., 3. Oktober, Wien): »Ausnahmszustand«; ‚Radio Wien' (VII., Nr. 52): »Karl Kraus« von L. F. Högel (S. 7) und »Vorlesung Karl Kraus« (S. 32), (VIII., Nr. 1): Nestroys Posse »Die beiden Nachtwandler« oder »Das Notwendige und das Überflüssige« von Otto Rommel; ‚Sozialdemokrat' (Prag, 4. Oktober): »Vom Prager Rundfunk« von Fürstenau; ‚Radiowelt' (10. Oktober): »Programminspektion«, (17. Oktober): »Das Notwendige und das Überflüssige«, (21. November): »Programminspektion«; Otto Forst de Battaglia, »Der Kampf mit dem Drachen« (Verlag für Zeitkritik, Berlin, 1931): S. 19, 95, 100, 108, 109, 110, 121, 126, 127, 137, 162, 230, 232, 238, 242, 247, 248, 259; ‚Das Nationaltheater' (Heft 1, Berlin): »Das historische Drama in der Gegenwart« von demselben (zitiert in ‚Witiko' [III., 2, Eger]); ‚Anbruch' (XIII, 6/7, Wien, Sept./Okt.): »Karl Kraus-Schallplatten« von Willi Reich; »Adolf Loos« von Franz Glück (Les éditions G. Crès & Cie., Paris), S. 11; ‚Literarische Monatshefte' (Eine Zeitschrift junger Menschen, II., 9, Wien, Oktober): »Karl Kraus, Peter Altenberg, Adolf Loos« von demselben; ‚Theaterwelt' (Programmschrift der Städtischen Bühnen Düsseldorf, VII., 3): Nachdrucke, Zitate aus der Enquete des ‚Brenner' mit Vorwort, Zuschrift von Herbert Ihering, »Die Erneuerung Offenbachs durch Karl Kraus« von Ernst Křenek (auch im ‚Düsseldorfer Stadt-Anzeiger', 29. Oktober), Übersetzungsproben, »Zur modernen Offenbach-Literatur« von Hans Költzsch; ‚Revue d'Allemagne' (V., 49, Paris 15. November): »Adolf Loos« von Germaine Goblot; Der Große Brockhaus, Band X, Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1931.

Die zahllosen Artikel und Notizen über Aufführungen, Sendungen, Vorlesungen etc. wie die grundsätzlich lügenhaften Prozeßberichte werden in dieser Rubrik nur in Ausnahmsfällen berücksichtigt.

Druckfehlerberichtigung: Nr. 852—856, S. 17, Z. 13 v. u. statt »Shakes-peare«: *Shake-speare*; Nr. 857—863, S. 72, Z. 16 statt »Russel«: *Russell*, S. 80, Z. 21 statt »fröhnt«: *frönt*; Index zu

17 o. ü.

Honorare der »Ravag« an den Frank Wedekind-Gedenkfonds und zu Unterstützungszwecken S 1500.—.

Weitere Spenden für den Frank Wedekind-Gedenkfonds (Franz Wecksberg S 5.—, Prof. Dr. Karl Jaray S 200.—, Eine Hörerin S 20.—, C. St. S 10.—, Dr. Emil Franzel und Hans Lichtwitz S 12.30, H. Rumpler S 10.—, W. S 10.—, Smilovici S 20.—) S 287.30.

Diversen Unterstützungszwecken S 60.—.

Der Erlös aus dem Programm 13. November an die Österreichische Rote Hilfe S 35.44.

Der Steuerbehörde ein Teil des Ertrags der Vorlesung 13. November als Restzahlung für die in den Jahren 1925 bis 1928 wohltätigen Zwecken gewidmeten Erträgnisse S 185.91.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S 85.007.64.

»Maturitni ctazky z nemecké literatury« (Maturafragen aus der deutschen Literatur), von Fr. Pulec und Dr. Viktor Kubelka herausgegeben und zum Gebrauch an tschechischen Mittelschulen bestimmt; ‚Chronik der Menschheit' (Schweidnitz, 27. September 1930): S. 586, 595; ‚Der jüdische Arbeiter' (Wien, 24. Juli): »Zum Kongreß der Internationale« von Max Pilzer; ‚Radiowelt' (VIII., Nr. 40, Wien): »Ausnahmszustand«; ‚Radio Wien' (7. Jahrg. Heft 52): »Karl Kraus« von L. F. Högel (S. 7) und »Vorlesung Karl Kraus« (S. 32); ‚Sozialdemokrat' (Prag, 4. Oktober): »Vom Prager Rundfunk« von Fürstenau; ‚Radiowelt' (10. Oktober): »Programminspektion«, (17. Oktober): »Das Notwendige und das Überflüssige«, (21. November): »Programminspektion«; Otto Forst de Battaglia, »Der Kampf mit dem Drachen« (Verlag für Zeitkritik, Berlin, 1931): S. 19, 95, 100, 108, 109, 110, 121, 126, 127, 137, 162, 230, 232, 238, 242, 247, 248, 259; ‚Das Nationaltheater' (Heft 1, Berlin): »Das historische Drama in der Gegenwart« von demselben (zitiert in ‚Witiko' [III., 2, Eger]); ‚Anbruch' (XIII, 6/7, Wien, Sept./Okt.): »Karl Kraus-Schallplatten« von Willi Reich; »Adolf Loos« von Franz Glück (Les éditions G. Crès & Cie., Paris), S. 11; ‚Literarische Monatshefte' (Eine Zeitschrift junger Menschen, II., 9., Wien, Oktober): »Karl Kraus, Peter Altenberg, Adolf Loos« von demselben; ‚Theaterwelt' (Programmschrift der Städtischen Bühnen Düsseldorf, VII., 3): Nachdrucke, Zitate aus der Enquete des ‚Brenner' mit Vorwort, Zuschrift von Herbert Ihering, »Die Erneuerung Offenbachs durch Karl Kraus« von Ernst Krenek (auch im ‚Düsseldorfer Stadt-Anzeiger', 29. Oktober), Übersetzungsproben, »Zur modernen Offenbach-Literatur« von Hans Költzsch; ‚Revue d'Allemagne' (V., 49, Paris 15. November): »Adolf Loos« von Germaine Goblot; Der Große Brockhaus, Band X, Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1931.

Die zahllosen Artikel und Notizen über Aufführungen, Sendungen, Vorlesungen etc. wie die grundsätzlich lügenhaften Prozeßberichte werden in dieser Rubrik nur in Ausnahmsfällen berücksichtigt.

Honorare der »Ravag« an den Frank Wedekind-Gedenkfonds und zu Unterstützungszwecken S 1500.—.

Weitere Spenden für den Frank Wedekind-Gedenkfonds (Franz Wecksberg S 5.—, Prof. Dr. Karl Jaray S 200.—, Eine Hörerin S 20.—, C. St. S 10.—, Dr. Emil Franzel und Hans Lichtwitz S 12.30, H. Rumpler S 10.—, W. S 10.—, Smilovici S 20.—, Vereinigung »Karl Kraus« S 17.—) S 304.30.

Diversen Unterstützungszwecken S 60.—.

Der Erlös aus dem Programm 13. November an die Österreichische Rote Hilfe S 35.44.

Der Steuerbehörde ein Teil des Ertrags der Vorlesung 13. November als Restzahlung für die in den Jahren 1925 bis 1928 wohltätigen Zwecken gewidmeten Erträgnisse S 185.91.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S 85.024.64.

»Maturitni ctazky z nemecké literatury« (Maturafragen aus der deutschen Literatur), von Fr. Pulec und Dr. Viktor Kubelka herausgegeben und zum Gebrauch an tschechischen Mittelschulen bestimmt; ‚Chronik der Menschheit' (Schweidnitz, 27. September 1930): S. 586, 595; ‚Der jüdische Arbeiter' (Wien, 24. Juli): »Zum Kongreß der Internationale« von Max Pilzer; ‚Radiowelt' (VIII., 3. Oktober, Wien): »Ausnahmszustand«; ‚Radio Wien' (VII., Nr. 52): »Karl Kraus« von L. F. Högel (S. 7) und »Vorlesung Karl Kraus« (S. 32), (VIII., Nr. 1): Nestroys Posse »Die beiden Nachtwandler« oder »Das Notwendige und das Überflüssige« von Dr. Rommel; ‚Sozialdemokrat' (Prag, 4. Oktober): »Vom Prager Rundfunk« von Fürstenau; ‚Radiowelt' (10. Oktober): »Programminspektion«, (17. Oktober): »Das Notwendige und das Überflüssige«, (21. November): »Programminspektion«; Otto Forst de Battaglia, »Der Kampf mit dem Drachen« (Verlag für Zeitkritik, Berlin, 1931): S. 19, 95, 100, 108, 109, 110, 121, 126, 127, 137, 162, 230, 232, 238, 242, 247, 248, 259; ‚Das Nationaltheater' (Heft 1, Berlin): »Das historische Drama in der Gegenwart« von demselben (zitiert in ‚Witiko' [III., 2, Eger]); ‚Anbruch' (XIII, 6/7, Wien, Sept./Okt.): »Karl Kraus-Schallplatten« von Willi Reich; »Adolf Loos« von Franz Glück (Les éditions G. Crès & Cie., Paris), S. 11; ‚Literarische Monatshefte' (Eine Zeitschrift junger Menschen, II., 9., Wien, Oktober): »Karl Kraus, Peter Altenberg, Adolf Loos« von demselben; ‚Theaterwelt' (Programmschrift der Städtischen Bühnen Düsseldorf, VII., 3): Nachdrucke, Zitate aus der Enquete des ‚Brenner' mit Vorwort, Zuschrift von Herbert Ihering, »Die Erneuerung Offenbachs durch Karl Kraus« von Ernst Křenek (auch im ‚Düsseldorfer Stadt-Anzeiger', 29. Oktober), Übersetzungsproben, »Zur modernen Offenbach-Literatur« von Hans Költzsch; ‚Revue d'Allemagne' (V., 49, Paris 15. November): »Adolf Loos« von Germaine Goblot; Der Große Brockhaus, Band X, Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1931.

Die zahllosen Artikel und Notizen über Aufführungen, Sendungen, Vorlesungen etc. wie die grundsätzlich lügenhaften Prozeßberichte werden in dieser Rubrik nur in Ausnahmsfällen berücksichtigt.

Druckfehlerberichtigung: Nr. 852—856, S. 17, Z. 13 v. u. statt »Shakes-peare«: *Shake-speare*; Nr. 857—863, S. 72, Z. 16 statt »Russel«: *Russell*, S. 80, Z. 21 statt »fröhnt«: *fröhnt*; Index zu Band 84, S. 3, Z. 26: statt »Frank Wedekind an einem Hund«: — — an einen Hund.

Ein Verzeichnis der nachträglichen Änderungen und neuentdeckten Druckfehler in Poems by Karl Kraus von Albert Bloch kann vom Verlag der Fackel bezogen werden.

Am 28. November ist im Verlag der Fackel die deutsche Buchausgabe von Vert-Vert (mit einer Beilage der französischen Verse) erschienen.

Auf einem der Auflage beigelegten Blatt sind die folgenden Korrekturen verzeichnet: S. 27 fehlt am Schlusse der zweiten Szene die Bemerkung: (Sie führen ihn im Triumph mit sich fort); S. 26, Z. 13 v. u. nach »Pläsier« ein Komma; S. 35, Z. 13 v. u. statt des Punktes ein Rufzeichen; S. 37, Z. 15 nach »Ja« ein Komma; S. 55, Z. 4 v. u. fehlt der Punkt (. . . es vor.); S. 57, Z. 3 v. u. statt des Kommas ein Rufzeichen; S. 77, Z. 8 nach »glauben« ein Komma; S. 92, Z. 5 statt »Der Graf«: »Beide«; S. 103, Z. 3 statt »(zu den Offizieren)«: (zu den Beiden); S. 125, Z. 7 statt »Oberin!«: Priorin!; S. 135, Z. 7 statt des Punktes ein Rufzeichen; S. 140, Z. 11 statt des Punktes ein Rufzeichen. — Zu diesen Änderungen sind noch die folgenden vorzunehmen: S. 55, Z. 6 v. u. vor »und« ein Komma; S. 68, Z. 12 u. 13 statt »gnädige Frau«: Gnädigste; S. 75, Z. 13 statt des Punktes ein Rufzeichen; S. 79, Z. 4 v. u. statt »Eben das wollte ich auch sagen«: Eben das ich haben wollen sagen auch; S. 97, Z. 4 v. u. statt »Das glaube ich allerdings auch«: Ich auch; S. 109, Z. 10 statt »vorwärts«: vor; S. 122, zwischen Z. 4 u. 5 v. u. die Bemerkung: (Er küßt eine nach der andern ab, Paturelle reißt sie zurück.).

Wien, 1. November 1931

An den
Verlag »Die Fackel«.

Bitte seien Sie so freundlich und teilen Sie Herrn Karl Kraus mit (die Versicherung meiner größten Hochachtung vor seiner Person und vor seinem Werke möge vorausgeschickt werden), daß entgegen seiner bemerkenswerten Ansicht die Schöpfungen Grillparzers von den Werken Raimunds und Nestroys nicht im entferntesten erreicht werden können. Und zwar in vielerlei Hinsicht: in sprachgesetzlicher, in gedanklicher, und in bezug auf Schilderungskraft und Gefühl. Herr Karl Kraus urteilt zumeist nach der sprachlichen Befähigung eines Schriftstellers, wobei die Richtigkeit und Schärfe des Ausdrucks für ihn den Ausschlag geben. Nun ich lasse es dahingestellt, ob all die Sprachfehler Grillparzers wirklich so schwerwiegend sind; aber gesetzt den Fall, sie wären es, so wird dadurch der Wert der Grillparzerschen Schöpfung nicht herabgemindert, denn sie sind gewollt (besser gesagt: so belassen worden).

Druckfehlerberichtigung: Nr. 852–856, S. 17, Z. 13 v. u. statt »Shakes-peare«: *Shake-speare*; Nr. 857—863, S. 72, Z. 16 statt »Russel«: *Russell*, S. 80, Z. 21 statt »fröhnt«: *frönt*; Index zu Band 84, S. 3, Z. 26: statt »Frank Wedekind an einem Hund«: — — an einen Hund.

Ein Verzeichnis der nachträglichen Änderungen und neuentdeckten Druckfehler in Poems by Karl Kraus von Albert Bloch kann vom Verlag der Fackel bezogen werden.

Am 28. November ist im Verlag der Fackel die deutsche Buchausgabe von Vert-Vert (mit einer Beilage der französischen Verse) erschienen.

Auf einem der Auflage beigelegten Blatt sind die folgenden Korrekturen verzeichnet: S. 27 fehlt am Schlusse der zweiten Szene die Bemerkung: (Sie führen ihn im Triumph mit sich fort.); S. 26, Z. 13 v. u. nach »Plasier« ein Komma; S. 35, Z. 13 v. u. statt des Punktes ein Rufzeichen; S. 37, Z. 15 nach »Ja« ein Komma; S. 55, Z. 4 v. u. fehlt der Punkt (. . . es vor.); S. 57, Z. 3 v. u. statt des Kommas ein Rufzeichen; S. 77, Z. 8 nach »glauben« ein Komma; S. 92, Z. 5 statt »Der Graf«: »Beide«; S. 103, Z. 3 statt »(zu den Offizieren)«: (zu den Beiden); S. 125, Z. 7 statt »Oberin!«: Priorin!; S. 135, Z. 7 statt des Punktes ein Rufzeichen; S. 140, Z. 11 statt des Punktes ein Rufzeichen. — Zu diesen Änderungen sind noch die folgenden vorzunehmen: S. 55, Z. 6 v. u. vor »und« ein Komma; S. 68, Z. 12 u. 13 statt »gnädige Frau«: Gnädigste; S. 75, Z. 13 v. u. statt des Punktes ein Rufzeichen; S. 79, Z. 4 v. u. statt »Eben das wollte ich auch sagen«: Eben das ich haben wollen sagen auch; S. 97, Z. 4 v. u. statt »Das glaube ich allerdings auch«: Ich auch; S. 109, Z. 10 statt »vorwärts«: vor; S. 122, zwischen Z. 4 u. 5 v. u. die Bemerkung: (Er küßt eine nach der andern ab, Paturelle reißt sie zurück.).

Wien, 1. November 1931

An den
Verlag »Die Fackel«.

Bitte seien Sie so freundlich und teilen Sie Herrn Karl Kraus mit (die Versicherung meiner größten Hochachtung vor seiner Person und vor seinem Werke möge vorausgeschickt werden), daß entgegen seiner bemerkenswerten Ansicht die Schöpfungen Grillparzers von den Werken Raimunds und Nestroys nicht im entferntesten erreicht werden können. Und zwar in vielerlei Hinsicht: in sprachgesetzlicher, in gedanklicher, und in bezug auf Schilderungskraft und Gefühl. Herr Karl Kraus urteilt zumeist nach der sprachlichen Befähigung eines Schriftstellers, wobei die Richtigkeit und Schärfe des Ausdrucks für ihn den Ausschlag geben. Nun ich lasse es dahingestellt, ob all die Sprachfehler Grillparzers wirklich so schwerwiegend sind; aber gesetzt den Fall, sie wären es, so wird dadurch der Wert der Grillparzerschen Schöpfung nicht herabgemindert, denn sie sind gewollt (besser gesagt: so belassen worden).

»gehöre jedoch die Bereitwilligkeit«, Sie anzuhören, und nur in diesem Punkte scheint Sie die Sicherheit zu verlassen. Aber es gehöre eben »zu den Unannehmlichkeiten eines bedeutenden Schriftstellers«, daß seine Ausführungen »Antworten auslösen«. Ohne daß wir in Ihrem Fall von dem Rat Gebrauch machen wollen, die Kunst der sprachlichen Wiedergabe auch nur hinterher zu prüfen, möchten wir Ihnen versichern, daß es Herrn Karl Kraus durchaus nicht an Bereitwilligkeit — die wir Ihnen schon bewiesen haben — fehlt, einen Leser, der sich an die Maschine setzt, anzuhören, und Sie dürfen keineswegs glauben, daß die Umschlagnotiz, die Zuschriften wie der Ihren vorzubeugen sucht, einer hochmütigen Veranlagung entstamme. Wir bitten Sie jedoch zu bedenken, daß, wenn zu den vielen Bemerkungen über Dichter und Werke, die Sie in den unzähligen Fackelheften gefunden haben und gesammelt wünschen, sämtliche Leser schriftlich oder mündlich ihre Ansicht äußern wollten, sie unter gar keinen Umständen fortgesetzt oder auch nur gesammelt werden könnten, weil, je größer die Bereitwilligkeit, jene anzuhören, umso geringer die Möglichkeit wäre, sich selbst zur Maschine zu setzen oder, da Herr Karl Kraus solcher Erleichterung noch immer entbehrt, die Feder in die Hand zu nehmen. ~~Empfangen Sie trotzdem unseren verbindlichsten Dank!~~

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

Wortregie

In der Wiedergabe eines Gesprächs mit Frau Tilly Wedekind (durch Emil Faktor) heißt es:

Sicherlich war die gemeinschaftliche Arbeit, das Einstudieren seiner Werke, das gemeinsame Auftreten und das sich um diese Abende breitende Schicksal das stärkste Erlebnis. Ich habe bei Frank ungemein viel gelernt. Der große Wert, den er auf das Wort legte, seine geradezu verbissene Vorliebe für die Sprache, für ihre sinnvolle Behandlung hat mich in das Alleininteresse für seine Werke hineingerissen. — — Der Bann, der von diesem Manne ausging, war überstark, seine Arbeit an mir eine geistige Oberhoheit, die mich zum Werkzeug machte. — —

In seiner Auffassung von der Art, wie seine Stücke gespielt werden sollten, war er fanatisch. Er protestierte gegen alle Darstellungsformen, die nicht wie er von dem Worte

»gehöre jedoch die Bereitwilligkeit«, Sie anzuhören, und nur in diesem Punkte scheint Sie die Sicherheit zu verlassen. Aber es gehöre eben »zu den Unannehmlichkeiten eines bedeutenden Schriftstellers«, daß seine Ausführungen »Antworten auslösen«. Ohne daß wir in Ihrem Fall von dem Rat Gebrauch machen wollen, die Kunst der sprachlichen Wiedergabe auch nur hinterher zu prüfen, möchten wir Ihnen versichern, daß es Herrn Karl Kraus durchaus nicht an Bereitwilligkeit — die wir Ihnen schon bewiesen haben — fehlt, einen Leser, der sich an die Maschine setzt, anzuhören, und Sie dürfen keineswegs glauben, daß die Umschlagnotiz, die Zuschriften wie der Ihren vorzubeugen sucht, einer hochmütigen Veranlagung entstamme. Wir bitten Sie jedoch zu bedenken, daß, wenn zu den vielen Bemerkungen über Dichter und Werke, die Sie in den unzähligen Fackelheften gefunden haben und gesammelt wünschen, sämtliche Leser schriftlich oder mündlich ihre Ansicht äußern wollten, sie unter gar keinen Umständen fortgesetzt oder auch nur gesammelt werden könnten, weil, je größer die Bereitwilligkeit, jene anzuhören, umso geringer die Möglichkeit wäre, sich selbst zur Maschine zu setzen oder, da Herr Karl Kraus solcher Erleichterung noch immer entbehrt, die Feder in die Hand zu nehmen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

Wortregie

In der Wiedergabe eines Gesprächs mit Frau Tilly Wedekind (durch Emil Faktor) heißt es:

Sicherlich war die gemeinschaftliche Arbeit, das Einstudieren seiner Werke, das gemeinsame Auftreten und das sich um diese Abende breitende Schicksal das stärkste Erlebnis. Ich habe bei Frank ungemein viel gelernt. Der große Wert, den er auf das Wort legte, seine geradezu verbissene Vorliebe für die Sprache, für ihre sinnvolle Behandlung hat mich in das Alleininteresse für seine Werke hineingerissen. — — Der Bann, der von diesem Manne ausging, war überstark, seine Arbeit an mir eine geistige Oberhoheit, die mich zum Werkzeug machte. — —

In seiner Auffassung von der Art, wie seine Stücke gespielt werden sollten, war er fanatisch. Er protestierte gegen alle Darstellungsformen, die nicht wie er von dem Worte

»gehöre jedoch die Bereitwilligkeit«, Sie anzuhören, und nur in diesem Punkte scheint Sie die Sicherheit zu verlassen. Aber es gehöre eben »zu den Unannehmlichkeiten eines bedeutenden Schriftstellers«, daß seine Ausführungen »Antworten auslösen«. Ohne daß wir in Ihrem Fall von dem Rat Gebrauch machen wollen, die Kunst der sprachlichen Wiedergabe auch nur hinterher zu prüfen, möchten wir Ihnen versichern, daß es Herrn Karl Kraus durchaus nicht an Bereitwilligkeit — die wir Ihnen schon bewiesen haben — fehlt, einen Leser, der sich an die Maschine setzt, anzuhören, und Sie dürfen keineswegs glauben, daß die Umschlagnotiz, die Zuschriften wie der Ihren vorzubeugen sucht, einer hochmütigen Veranlagung entstamme. Wir bitten Sie jedoch zu bedenken, daß, wenn zu den vielen Bemerkungen über Dichter und Werke, die Sie in den unzähligen Fackelheften gefunden haben und gesammelt wünschen, sämtliche Leser schriftlich oder mündlich ihre Ansicht äußern wollten, sie unter gar keinen Umständen fortgesetzt oder auch nur gesammelt werden könnten, weil, je größer die Bereitwilligkeit, jene anzuhören, umso geringer die Möglichkeit wäre, sich selbst zur Maschine zu setzen oder, da Herr Karl Kraus solcher Erleichterung noch immer entbehrt, die Feder in die Hand zu nehmen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

Wortregie

In der Wiedergabe eines Gesprächs mit Frau Tilly Wedekind (durch Emil Faktor) heißt es:

Sicherlich war die gemeinschaftliche Arbeit, das Einstudieren seiner Werke, das gemeinsame Auftreten und das sich um diese Abende breitende Schicksal das stärkste Erlebnis. Ich habe bei Frank ungemein viel gelernt. Der große Wert, den er auf das Wort legte, seine geradezu verbissene Vorliebe für die Sprache, für ihre sinnvolle Behandlung hat mich in das Alleininteresse für seine Werke hineingerissen. — — Der Bann, der von diesem Manne ausging, war überstark, seine Arbeit an mir eine geistige Oberhoheit, die mich zum Werkzeug machte. — —

In seiner Auffassung von der Art, wie seine Stücke gespielt werden sollten, war er fanatisch. Er protestierte gegen alle Darstellungsformen, die nicht, wie er, von dem Worte

ausgingen, sich den landläufigen Begriffen des Publikums anzupassen suchten und in mißverständlicher Stofflichkeit bei der Wiedergabe den Mißerfolg seiner Werke jahrelang herbeiführten. Als er selber kam und persönlich interpretierte, wies er der damaligen Schauspielkunst nach, daß sie durch Konventionalisierung seiner Probleme ein unbeabsichtigtes Lachen erzeugte, während er selber den Zuschauer genau instruierte, wann er lachen durfte, wann er ernst zu sein hatte und wo der tiefere Sinn der Arbeit lag. Er hatte es in dieser Führung des Publikums trotz aller Unbeholfenheit, mit der er anfänglich begann, bis zu einer gewissen Meisterschaft in der Interpretation gebracht. — — Um diese Intellektmethoden begann sich später, als er sie oft genug vor Augen gestellt hatte, auch die übrige Schauspielerschaft zu kümmern. Vorher war Wedekind ihr Widersacher.

Sie haben wohl aufgeatmet, da sie ihn los wurden. Unter den Herren »Regisseuren« haben sie's leichter, und was namentlich der Zauberer, wenn er bloß da sitzt, aus ihnen »herausholt«, da staunt der Fachmann und ein Laie wie ich wundert sich. Er kam einmal als Gast mit seinem Ensemble, das aus den ansässigen Kräften ergänzt wurde. Er saß bei der Probe, ließ wie gewohnt die Zunge spielen, jedoch nicht sprechen: er sagte nichts. Nur einmal murmelte er einem Ansässigen zu: »Ausgezeichnet!« »Noch nie«, hieß es am andern Tag, habe ein Regisseur »so viel« aus diesem Schauspieler »herausgeholt«. Wenn ich mir vorstellen sollte (ich halte mich aber zurück), daß der große Nichtssager wirklich etwas in eine Zeile des »Totentanz« oder der »Iphigenie« hineinrede, wie die Herrschaften gerade Konversation machen — weil doch alles andere »Pathos« ist —, befiele mich ein Lachkrampf. Mit Wedekind hatten sie's schwerer. Und mit mir? Nun, ich (der Privatpersonen auf der Bühne nicht duldet, weil es noch echtere auf dem Kurfürstendamm gibt — die auch frech genug sind, kein Lampenfieber zu haben —, und der das »Zeitgefühl« zuerst von einem erfahrenen Operndiener entfernen läßt [Hier] Ziege kennt »Hoffmanns Erzählungen« besser als Reinhardt —), also ich werde als Irrer angestarrt, weil ich bei Offenbach — nicht anders als bei Shakespeare und Nestroy — mit der Anrede an die Schauspieler beginne: »Nur unnatürlich sein! Zuerst unnatürlich! Alles weitere wird sich finden.« Dann beginne ich ihnen das Klima der Sprachregion zu eröffnen, in der die Charaktere wohnen, und zu erklären, daß ein Satz nicht bloß aus Subjekt und Prädikat besteht, die man zur Not — nicht immer — in die Verbindung eines äußeren Sinnes bringen kann,

ausgingen, sich den landläufigen Begriffen des Publikums anzupassen suchten und in mißverständlicher Stofflichkeit bei der Wiedergabe den Mißerfolg seiner Werke jahrelang herbeiführten. Als er selber kam und persönlich interpretierte, wies er der damaligen Schauspielkunst nach, daß sie durch Konventionalisierung seiner Probleme unbeabsichtigtes Lachen erzeugte, während er selber den Zuschauer genau instruierte, wann er lachen durfte, wann er ernst zu sein hatte und wo der tiefere Sinn der Arbeit lag. Er hatte es in dieser Führung des Publikums trotz aller Unbeholfenheit, mit der er anfänglich begann, bis zu einer gewissen Meisterschaft in der Interpretation gebracht. — — Um diese Intellektmethoden begann sich später, als er sie oft genug vor Augen gestellt hatte, auch die übrige Schauspielerschaft zu kümmern. Vorher war Wedekind ihr Widersacher.

Sie haben wohl aufgeatmet, da sie ihn los wurden. Unter den Herren »Regisseuren« haben sie's leichter, und was namentlich der Zauberer, wenn er bloß da sitzt, aus ihnen »herausholt«, da staunt der Fachmann und ein Laie wie ich wundert sich. Er kam einmal als Gast mit seinem Ensemble, das aus den ansässigen Kräften ergänzt wurde. Er saß bei der Probe, ließ wie gewohnt die Zunge spielen, jedoch nicht sprechen: er sagte nichts. Nur einmal murmelte er einem Ansässigen zu: »Ausgezeichnet!« »Noch nie«, hieß es am andern Tag, habe ein Regisseur »so viel« aus diesem Schauspieler »herausgeholt«. Wenn ich mir vorstellen sollte (ich halte mich aber zurück), daß der große Nichtssager wirklich etwas in eine Zeile des »Totentanz« oder der »Iphigenie« hineinrede, wie die Herrschaften gerade Konversation machen — weil doch alles andere »Pathos« ist —, befiele mich ein Lachkrampf. Mit Wedekind hatten sie's schwerer. Und mit mir? Nun, ich (der Privatpersonen auf der Bühne nicht duldet, weil es noch echtere auf dem Kurfürstendamm gibt — die auch frech genug sind, kein Lampenfieber zu haben —, und der das »Zeitgefühl« zuerst von einem ~~erfahrenen~~ Operndiener entfernen läßt — Ziege kennt »Hoffmanns Erzählungen« besser als Reinhardt —), also ich werde als Irrer angestarrt, weil ich bei Offenbach — nicht anders als bei Shakespeare und Nestroy — mit der Anrede an die Schauspieler beginne: »Nur unnatürlich sein! Zuerst unnatürlich! Alles weitere wird sich finden.« Dann beginne ich ihnen das Klima der Sprachregion zu eröffnen, in der die Charaktere wohnen, und zu erklären, daß ein Satz nicht bloß aus Subjekt und Prädikat besteht, die man zur Not — nicht immer — in die Verbindung eines äußeren Sinnes bringen kann,

ausgingen, sich den landläufigen Begriffen des Publikums anzupassen suchten und in mißverständlicher Stofflichkeit bei der Wiedergabe den Mißerfolg seiner Werke jahrelang herbeiführten. Als er selber kam und persönlich interpretierte, wies er der damaligen Schauspielkunst nach, daß sie durch Konventionalisierung seiner Probleme unbeabsichtigtes Lachen erzeugte, während er selber den Zuschauer genau instruierte, wann er lachen durfte, wann er ernst zu sein hatte und wo der tiefere Sinn der Arbeit lag. Er hatte es in dieser Führung des Publikums trotz aller Unbeholfenheit, mit der er anfänglich begann, bis zu einer gewissen Meisterschaft in der Interpretation gebracht. — — Um diese Intellektmethoden begann sich später, als er sie oft genug vor Augen gestellt hatte, auch die übrige Schauspielerschaft zu kümmern. Vorher war Wedekind ihr Widersacher.

Sie haben wohl aufgeatmet, da sie ihn los wurden. Unter den Herren »Regisseuren« haben sie's leichter, und was namentlich der Zauberer, wenn er bloß da sitzt, aus ihnen »herausholt«, da staunt der Fachmann und ein Laie wie ich wundert sich. Er kam einmal als Gast mit seinem Ensemble, das aus den ansässigen Kräften ergänzt wurde. Er saß bei der Probe, ließ wie gewohnt die Zunge spielen, jedoch nicht sprechen: er sagte nichts. Nur einmal murmelte er einem Ansässigen zu: »Ausgezeichnet!« »Noch nie«, hieß es am andern Tag, habe ein Regisseur »so viel« aus diesem Schauspieler »herausgeholt«. Wenn ich mir vorstellen sollte (ich halte mich aber zurück), daß der große Nichtssager wirklich etwas in eine Zeile des »Totentanz« oder der »Iphigenie« hineinrede, wie die Herrschaften gerade Konversation machen — weil doch alles andere »Pathos« ist —, befiele mich ein Lachkrampf. Mit Wedekind hatten sie's schwerer. Und mit mir? Nun, ich der Privatpersonen auf der Bühne nicht duldet, weil es noch echtere auf dem Kurfürstendamm gibt — die auch frech genug sind, kein Lampenfieber zu haben —, und der das »Zeitgefühl« zuerst von einem alten Operndiener entfernen läßt — Ziege kennt »Hoffmanns Erzählungen« besser als Reinhardt — also ich werde als Irrer angestarrt, weil ich bei Offenbach — nicht anders als bei Shakespeare und Nestroy — mit der Anrede an die Schauspieler beginne: »Nur unnatürlich sein! Zuerst unnatürlich! Alles weitere wird sich finden.« Dann beginne ich ihnen das Klima der Sprachregion zu eröffnen, in der die Charaktere wohnen, und zu erklären, daß ein Satz nicht bloß aus Subjekt und Prädikat besteht, die man zur Not — nicht immer — in die Verbindung eines äußeren Sinnes bringen kann,

bischöflich genehmigte Dollarsensation«. Es war der Sieg »jenes Geistes, der in der Mönchskutte raffinierteste Inspizientendienste tut«. (Daß einer den Bettler »stürmisch zerknirscht« spielte, ist ein Adjektiv für sich.) Die Regie hat »aus der Konfession weihevoll entzündetes Theater« gemacht. »Ein wenig zu viel gebenedeite Statisterie«, man lebe sichtlich von Gnaden des »assimilierten Fachmanns Reinhardt«, und »Preßburg siegt noch immer über Kalksburg«. (Stand nicht auch so etwas schon in der Fackel?) Aber ob Preßburg über Kalksburg oder über Salzburg siegt, ist schließlich gehupft wie gesprungen. Jedenfalls merkt man, daß etwas in der Luft liegt, wenn sogar schon der ... u. wieder den Stachel löckt. (Auch »leckt«; sonderbares Wort, bedeutet aber: ausschlägt.)

Das is aber ja wahr!

Nicht immer findet man in Zeitungen Sätze, die absolut den Nagel auf den Kopf treffen, und es ist erfreulich, daß die abendlichen Korybanten um Lettlands größten Sohn auch noch (oder schon) etwas Atem für einen andern Kulturfaktor aufbringen. Zur Burgtheaterkanditatur des Herrn Karlheinz Martin (warum nicht?) erschienen Charakteristiken, die mich, der für deutsche Eichen im Blätterwald ein Faible hat, geradezu anheimeln mußten:

»— — Karlheinz Martin genießt als Künstler wie als Mensch unser aller Vertrauen. Eine wirklich und grundsätzlich aufrechte Natur, hat seine gewinnende und oft kindlich offene Art die gesamte deutsche Schauspielerschaft zu seinem Freundeskreis gemacht, obwohl oder vielleicht weil er in entscheidenden Augenblicken unbeugsam auf dem Recht seiner Überzeugung besteht. — — Man kann sich also vorstellen, welche Bombe da geplatzt ist, als der immer unverdrossene und niemals vor einer Wahrheit zurückweichende Karlheinz Martin das große Wort aussprach, er wäre für diesen Posten, oder in seinem Sinne gesagt, für diese Arbeit zu haben. — —«

»— — eine starke Hand, ein Mann von ungemeiner Terrainkundigkeit im ganzen Bereich des Theaters, ein Mitwisser der Geheimnisse des Schauspielertums — — ein kräftiger Führer, ein Beherrscher des Theaters in allen seinen Kreuz- und Quergängen, vom Lesen des Manuskripts bis zur letzten Schattierung der vollendeten Vorstellung.

Und bis zum Prozeß.

Einer, dem nix g'schehn kann

weil er sich dauernd in der bekannten Gasse des Dilemmas aufhält, und der gleichwohl in Berlin eine Nummer ist, mit einem Wort der Willy Haas (nicht zu verwechseln mit Dolly), spielt sich dortselbst, obzwar ein verhältnismäßig junger Prager, als alten Wiener auf, der noch starke Burgtheatereindrücke bewahrt. Er schrieb über eine Vorstellung von Anzengrubers »Viertem Gebot«, von der Herr Karlheinz Martin kürzlich in Wien erzählt hat, die Berliner hätten »gelacht und geweint« (während die Wiener, die dabei waren, geweint und gelacht haben). Willy, der Erinnerungen hegt, will die größten Wiener Schauspieler in Anzengruberrollen gesehen haben. Der Name Anzengruber sei für ihn eine Kainz-Erinnerung; ich höre noch seine helle, scharfe Stimme als Dusterer: Mir kann nix g'schehn!

Nun hat Kainz zwar den Dusterer im »G'wissenswurm« gespielt, aber der Dusterer sagt nichts dergleichen, was ja auch ein Stuß wäre, vielmehr sagt bekanntlich der Steinklopferhans in den »Kreuzelschreibern«: I kann dir nix g'schehn, den aber Kainz nicht gespielt hat. Sonst stimmt alles. (Das heißt: »Alles in Ordnung!«, sagt der Dusterer, »Dös is a Dispens vom Konsisturi; Monna, ich darf net g'haut wer'n!« Vermutlich hat sich der possenhafte Abgang mit jenem weltanschaulichen Bekenntnis verquickt.) Diese Umstände sind aber freilich schon so lange her, daß ein alter Wiener schon einer Sinnestäuschung erliegen kann. Vielleicht vermag er, wenn er sich zusammennimmt, anzugeben, was er eigentlich »noch hört«. Die Entscheidung ist am Ende nicht so schwer wie die zwischen dem Kerr und mir, an der er noch immer laboriert. Er wird aber wohl nicht, da er sich auch mit diesem Problem wie immerdar in einem Dilemma befindet, das man außerhalb der literarischen Welt als jene Gasse bezeichnet, in der man Kritik macht.

Als Novellist großen Formats hat er (Stefan Zweig) sich alle Sprachen der Erde erobert.

Bis auf eine.

Einer, dem nix g'schehn kann

weil er sich dauernd in der bekannten Gasse des Dilemmas aufhält, und der gleichwohl in Berlin eine Nummer ist, mit einem Wort der Willy Haas (nicht zu verwechseln mit Dolly), spielt sich dortselbst, obzwar ein verhältnismäßig junger Prager, als alten Wiener auf, der noch starke Burgtheatereindrücke gehabt hat. Er schrieb über eine Vorstellung von Anzengrubers »Viertem Gebot«, von der Herr Karlheinz Martin kürzlich in Wien erzählt hat, die Berliner hätten »gelacht und geweint« (während die Wiener, die dabei waren, geweint und gelacht haben). Willy, der Erinnerungen hat, will die größten Wiener Schauspieler in Anzengruberrollen gesehen haben. Der Name Anzengruber sei für ihn »eine Kainz-Erinnerung;

ich höre noch

seine helle, scharfe Stimme als Dusterer:

Mir kann nix g'schehn!«

Nun hat Kainz zwar den Dusterer im »G'wissenswurm« gespielt, aber der Dusterer sagt nichts dergleichen, was ja auch ein Stuß wäre, vielmehr sagt bekanntlich der Steinklopferhans in den »Kreuzelschreibern«: »'s kann d'r nix g'schehn«, den aber Kainz nicht gespielt hat. Sonst stimmt alles. Diese Umstände sind aber freilich schon so lange her, daß ein alter Wiener schon einer Sinnestäuschung erliegen kann. Vielleicht vermag er, wenn er sich zusammennimmt, zu präzisieren, was er eigentlich »noch hört«. Die Entscheidung ist am Ende nicht so schwer wie die zwischen dem Kerr und mir, an der er noch immer laboriert. Er wird aber wohl nicht, da er sich auch mit diesem Problem wie immerdar in einem Dilemma befindet, das man außerhalb der literarischen Welt als jene Gasse bezeichnet, in der man Kritik macht.

14. September 1931

An die Redaktion
der Zeitschrift »Das Ziel«,
Berlin

Sehr geehrte Herren!

Sie senden uns ein Heft Ihrer Zeitschrift zu, Organs der »Gruppe revolutionärer Pazifisten«, mit einem Erlagschein, also mit der Aufforderung, zu abonnieren, und überdies mit dem Er-

629

Ost.

als Nordlicht grosses Sonnenfest [illegible] (Stefan George)
bis alle Typen der Erde wohnen.

weiß
bis auf —.

Einer, dem nix g'schehn kann

weil er sich dauernd in der bekannten Gasse des Dilemmas aufhält, und der gleichwohl in Berlin eine Nummer ist, mit einem Wort der Willy Haas (nicht zu verwechseln mit Dolly), spielt sich dortselbst, obzwar ein verhältnismäßig junger Prager, als alten Wiener auf, der noch starke Burgtheatereindrücke ~~gehabt hat~~ Er schrieb über eine Vorstellung von Anzengrubers »Viertem Gebot«, von der Herr Karlheinz Martin kürzlich in Wien erzählt hat, die Berliner hätten »gelacht und geweint« (während die Wiener, die dabei waren, geweint und gelacht haben). Willy, der Erinnerungen ~~hat~~ will die größten Wiener Schauspieler in Anzengruberrollen gesehen haben. Der Name Anzengruber sei für ihn eine Kainz-Erinnerung;

ich höre noch

seine helle, scharfe Stimme als Dusterer:

Mir kann nix g'schehn!

Nun hat Kainz zwar den Dusterer im »G'wissenswurm« gespielt, aber der Dusterer sagt nichts dergleichen, was ja auch ein Stuß wäre, vielmehr sagt bekanntlich der Steinklopferhans in den »Kreuzelschreibern«: »'s kann d'r nix g'schehn«, den aber Kainz nicht gespielt hat. Sonst stimmt alles. Diese Umstände sind aber freilich schon so lange her, daß ein alter Wiener schon einer Sinnestäuschung erliegen kann. Vielleicht vermag er, wenn er sich zusammennimmt, ~~zu präzisieren~~, was er eigentlich »noch hört«. Die Entscheidung ist am Ende nicht so schwer wie die zwischen dem Kerr und mir, an der er noch immer laboriert. Er wird aber wohl nicht, da er sich auch mit diesem Problem wie immerdar in einem Dilemma befindet, das man außerhalb der literarischen Welt als jene Gasse bezeichnet, in der man Kritik macht.

Als Novellist großen Formats hat er (Stefan Zweig) sich alle Sprachen der Erde erobert.

Bis auf eine.

Verdiatem

In der ‚Vossischen', die auch außer Monty mancherlei bietet, war diese Wortbildung und Wortabteilung zu schauen:

— — — das war verdiatem-

beraubend schön!

»Verdiatem«? Ist mein Latein schon ganz zu Ende? Nicht doch, von einer Troubadour-Aufführung war die Rede! In der Erfindung neuer Epitheta sind die deutschen Journalisten ja unbezahlbar. Verdiatemberaubend! (Egal, ob der Verdi oder es ihm den Atem beraubt.) Aber was die Abteilungen betrifft, so treiben es ja auch die deutschen Druckereien bunt. In einem Luxusdruck, der im Entstehen war, stand einmal:

— — Mor-

genstern — —

Der wachsame Maschinenmeister dachte: Aha, ein n zu viel und entfernte es. Die Auflage erschien mit:

— — Mor-

gestern — —

Sie mußte vernichtet werden. Wäre der Maschinenmeister noch wachsamer gewesen, so hätte er nach dem Weiterdruck das M bemerkt und korrigiert:

— — Vor-

gestern — —

Diese Geschichte hat mir nicht der in einem andern Sinn wachsame Metteur der Fackel erzählt, der in der Korrekturfahne des Luxusdruckes der »Chinesischen Mauer« (aus einer berühmten deutschen Druckerei) die Abteilung bemerkt hatte:

— — Neuge-

boren — —

Er schlug dem Kollegen vor:

— — Neu-

geboren — —

um zu verhüten, daß der Maschinenmeister in einem Anfall von Wachsamkeit

— — Neuge-

bauer — —

herstelle, als dem einzigen Fall, in dem die Abteilung möglich wäre. Seit jenem Beispiel aus der ‚Vossischen' möchte ich der Druckerei als terminus technicus die Anweisung empfehlen, ein Wort verdiatem zu teilen. (Et altera pars kommt dann nicht in Betracht.)

An die Redaktion 14. September 1931
der Zeitschrift »Das Ziel«,
Berlin

Sehr geehrte Herren!

Sie senden uns ein Heft Ihrer Zeitschrift zu, Organs der »Gruppe revolutionärer Pazifisten«, mit einem Erlagschein, also mit der Aufforderung, zu abonnieren, und überdies mit dem Ersuchen, einen Hinweis, womöglich eine ausführlichere kritische Würdigung zu veröffentlichen. Beide Wünsche sind unerfüllbar, gegenüber dem zweiten verweisen wir auf die ständig erscheinende Umschlagnotiz der Fackel. Wir möchten Sie auch ausdrücklich auf die Vergeblichkeit der Erwartung aufmerksam machen, daß der Herausgeber der Fackel für die Angelegenheiten, die zwischen den GRP, ISK, SPD, KPD usw. schweben, eine Teilnahme aufbringen werde, die auch nur annähernd an das Interesse heranreicht, mit dem er den entzückenden Einfall der Offenbach'schen Madame l'Archiduc verfolgt, die abgekürzte Formel einer politischen Gruppe einfach auf das ABC zurückzuführen. Dies, was seine allgemeine Stellung zu den Zeitproblemen betrifft, wie sie in den verschiedenen Äußerungen, Zuschriften, Aufrufen und Vereinsstatuten Ihrer Publikation berührt werden, gewiß mit dem anerkennenswerten Glauben, daß es Ihnen gelingen könnte, Ordnung in das Wirrsal der revolutionären Gruppen zu bringen. Im besonderen wäre noch zu sagen, daß dem Herausgeber der Fackel die Gruppe revolutionärer Pazifisten bekannt ist durch einen dem strengsten bürgerlichen Vereinskomment entsprechenden Akt, mit dem sie einen jungen Schriftsteller ausgeschlossen hat, der in der irrigen Vermutung, daß die Termini »Revolution« und »Pazifismus« Begriffe und nicht Redensarten decken, des statutenwidrigen Verhaltens schuldig wurde, die Gemeinsamkeit mit dem Herrn Tucholsky abzulehnen, jenem Plauderer bürgerlicher Preßunternehmungen, der dem revolutionären Gedanken durch eine Anulkung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts gerecht wurde und dem Pazifismus durch die lyrische Werbung für eine Kriegsanleihe. Daß aus diesem Anlaß dem gleichfalls perrhorreszierten Benehmen des Herrn Tucholsky gegenüber dem Autor der »Unüberwindlichen« die Ehre sachlicher Meinungsäußerung zugebilligt war, läßt die Bitte Ihre

Bestrebungen kritisch zu würdigen, als einen Entschluß erscheinen, den wir ebenso als Appell an unsere Unbeeinflußbarkeit wie als Beweis Ihrer Anhänglichkeit dankbar vermerken. Nur wollen wir die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Sie auf die etwas übertriebene Vielseitigkeit Ihrer Sympathien aufmerksam zu machen. Wir finden nämlich auf dem Umschlag Ihres Heftes unter »Lesenswerten Zeitungen und Zeitschriften« nebst Blättern wie ‚Weltbühne' [Tucholsky] und ‚Welt am Montag' [Doktor Frosch] auch das ‚Berliner Tageblatt' angeführt [Theodor Wolff, Alfred Kerr] und die ‚Fackel' [Karl Kraus]. Sollten Sie die Absicht haben, diese Empfehlung zu wiederholen, so möchten wir Sie wenigstens bitten, die Bezeichnung des politischen Charakters, die Sie jeder dieser Zeitungen und Zeitschriften in Klammern anfügen, für die unsrige ändern zu wollen. Während Sie bei der ‚Welt am Montag' einen Spielraum von (radikal-demokratisch bis linkssozialistisch) und bei der ‚Weltbühne' von (radikal-demokratisch bis unabhängig-kommunistisch) anerkennen und dem ‚Berliner Tageblatt' wieder, trotz dem Besuch des Herrn Theodor Wolff bei Mussolini, das eindeutige Epitheton (demokratisch) angedeihen lassen, haben Sie sich entschlossen, die Richtung der Fackel schlechthin als (apokalyptisch) zu bezeichnen. Wir würden Sie nun, da eine solche Festlegung des Parteistandpunktes der Fackel in deutschen Leserkreisen, denen Sie sie ja zugänglich machen wollen, eher abschreckend oder doch entmutigend wirken könnte und die Tendenz unserer Zeitschrift es an Übersichtlichkeit gewiß nicht mit der des Berliner Tageblatts aufzunehmen vermag, dringend ersuchen, auch uns gleich der ‚Weltbühne' und der ‚Welt am Montag' eine gewisse Spannweite der Betätigung einzuräumen, und Ihnen vorschlagen, etwa das Kennzeichen (apokalyptisch bis satirisch) zu wählen. Selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß Sie die Fackel auch weiterhin noch für so lesenswert halten wie das ‚Berliner Tageblatt und die genannten anderen Zeitungen und Zeitschriften.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

234

An die Redaktion 14. September 1931
der Zeitschrift »Das Ziel«,

Sehr geehrte Herren! Berlin

Sie senden uns ein Heft Ihrer Zeitschrift zu, Organs der »Gruppe revolutionärer Pazifisten«, mit einem Erlagschein, also mit der Aufforderung, zu abonnieren, und überdies mit dem Ersuchen, einen Hinweis, womöglich eine ausführlichere kritische Würdigung zu veröffentlichen. Beide Wünsche sind unerfüllbar, gegenüber dem zweiten verweisen wir auf die ständig erscheinende Umschlagnotiz der Fackel. Wir möchten Sie auch ausdrücklich auf die Vergeblichkeit der Erwartung aufmerksam machen, daß der Herausgeber der Fackel für die Angelegenheiten, die zwischen den GRP, ISK, SPD, KPD usw. schweben, eine Teilnahme aufbringen werde, die auch nur annähernd an das Interesse hinanreicht, mit dem er den entzückenden Einfall der Offenbach'schen Madame l'Archiduc verfolgt, die abgekürzte Formel einer politischen Gruppe einfach auf das ABC zurückzuführen. Dies, was seine allgemeine Stellung zu den Zeitproblemen betrifft, wie sie in den verschiedenen Äußerungen, Zuschriften, Aufrufen und Vereinsstatuten Ihrer Publikation berührt werden, gewiß mit dem anerkennenswerten Glauben, daß es Ihnen gelingen könnte, Ordnung in das Wirrsal der revolutionären Gruppen zu bringen. Im besonderen wäre noch zu sagen, daß dem Herausgeber der Fackel die Gruppe revolutionärer Pazifisten bekannt ist durch einen dem strengsten bürgerlichen Vereinskomment entsprechenden Akt, mit dem sie einen jungen Schriftsteller ausgeschlossen hat, der in der irrigen Vermutung, daß die Termini »Revolution« und »Pazifismus« Begriffe und nicht Redensarten decken, des statutenwidrigen Verhaltens schuldig wurde, die Gemeinsamkeit mit dem Herrn Tucholsky abzulehnen, jenem Plauderer bürgerlicher Preßunternehmungen, der dem revolutionären Gedanken durch eine Anulkung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts gerecht wurde und dem Pazifismus durch die lyrische Werbung für eine Kriegsanleihe. Daß aus diesem Anlaß dem gleichfalls perrhorreszierten Benehmen des Herrn Tucholsky gegenüber dem Autor der »Unüberwindlichen« die Ehre sachlicher Meinungsäußerung zugebilligt war, läßt die Bitte, Ihre

Bestrebungen kritisch zu würdigen, als einen Entschluß erscheinen, den wir ebenso als Appell an unsere Unbeeinflußbarkeit wie als Beweis Ihrer Anhänglichkeit dankbar vermerken. Nur wollen wir die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Sie auf die etwas übertriebene Vielseitigkeit Ihrer Sympathien aufmerksam zu machen. Wir finden nämlich auf dem Umschlag Ihres Heftes unter »Lesenswerten Zeitungen und Zeitschriften« nebst Blättern wie ‚Weltbühne' [Tucholsky] und ‚Welt am Montag' [Doktor Frosch] auch das ‚Berliner Tageblatt' angeführt [Theodor Wolff, Alfred Kerr] und die ‚Fackel' [Karl Kraus]. Sollten Sie die Absicht haben, diese Empfehlung zu wiederholen, so möchten wir Sie wenigstens bitten, die Bezeichnung des politischen Charakters, die Sie jeder dieser Zeitungen und Zeitschriften in Klammern anfügen, für die unsrige ändern zu wollen. Während Sie bei der ‚Welt am Montag' einen Spielraum von (radikal-demokratisch bis linkssozialistisch) und bei der ‚Weltbühne' von (radikal-demokratisch bis unabhängig-kommunistisch) anerkennen und dem ‚Berliner Tageblatt' wieder, trotz dem Besuch des Herrn Theodor Wolff bei Mussolini, das eindeutige Epitheton (demokratisch) angedeihen lassen, haben Sie sich entschlossen, die Richtung der Fackel schlechthin als (apokalyptisch) zu bezeichnen. Wir würden Sie nun, da eine solche Festlegung des Parteistandpunktes der Fackel in deutschen Leserkreisen, denen Sie sie ja zugänglich machen wollen, eher abschreckend oder doch entmutigend wirken könnte und die Tendenz unserer Zeitschrift es an Übersichtlichkeit gewiß nicht mit der des Berliner Tageblatts aufzunehmen vermag, dringend ersuchen, auch uns gleich der ‚Weltbühne' und der ‚Welt am Montag' eine gewisse Spannweite der Betätigung einzuräumen, und Ihnen vorschlagen, etwa das Kennzeichen (apokalyptisch bis satirisch) zu wählen. Selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß Sie die Fackel auch weiterhin noch für so lesenswert halten wie das ‚Berliner Tageblatt und die genannten anderen Zeitungen und Zeitschriften.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Johann Seb. Perger

Wer ist das? Ein neuer Polemiker, der an einer neuen Zeitschrift »Die Gegenwart« mitarbeitet, auf deren Titelblatt so etwas wie eine deutsche Eiche gemalt ist, um welche Raubvögel ihr loses Spiel treiben, während so etwas wie ein treuer Eckart den Stamm schützt und stützt. Auf der ersten Seite ist nach der Mitteilung, daß bei Herzmansky alles Neue in Stoffen und Damenkonfektion vorrätig ist, eine halbamtliche Verlautbarung der Polizeidirektion enthalten, daß Herr Starhemberg bereits am 24. Oktober, also einen vollen Monat vor dem Prozeß, durch den »Landesführer der Heimwehr Wien, Herrn Arbesser«, der im Präsidium erschienen sei, eine umfassende Ehrenerklärung habe abgeben lassen, in der er sich sowohl auf Einflüsterungen böser Zungen wie auf das eigene jugendliche Temperament berief. Diese umfassende Ehrenerklärung, die im Prozeß nicht berührt wurde und, ein größerer Gewinn als die Geldstrafe von 200 Schilling, ihn eigentlich überflüssig gemacht hätte, steht in dicken Lettern an leitender Stelle, und es ist natürlich Sache des Herrn Starhemberg, zu entscheiden, ob Worte, die ein Besucher der Polizeidirektion spricht, an den Grad von Glaubwürdigkeit hinanreichen, den Worte haben, die ein Besucher dort hört. Wenn man den Maximen Starhembergs, die als »Rufe und Widerrufe« ja schon eine gewisse Geltung erlangt haben, doch annähernd so stark vertraut wie polizeilichen Communiques, so möchte man vermuten, daß an der Feststellung der Reichspost, Herr Arbesser habe am 24. Oktober überhaupt nicht in Wien geweilt und sei niemals ersucht worden, zur Polizeidirektion zu gehen, etwas Wahres sei. Und wenn der Anwalt Starhembergs die Erklärung des Herrn Arbesser bestätigt, er sei niemals zu einer Intervention ermächtigt worden, habe niemals interveniert, und wenn er abschließend die Mitteilung der ‚Gegenwart' für unrichtig erklärt, so kann dem Zusatz der Neuen Freien Presse:

Der Leser wird sich ohne Schwierigkeiten ein Urteil über die Angelegenheit bilden

nebst dem unstreitigen Orakelwert nur der Sinn beigemessen werden, daß man ein Schoberwort nicht drehen noch deuteln

solle. Schober gehört heute zu jenen Persönlichkeiten historischen Umfangs, denen gegenüber solches immer erfolglos versucht wird und die aus Eigenem die Kraft aufbringen, Anwürfe, über nicht gradenwegs zur Tagesordnung geschritten werden kann, abzuwehren. Es wird erzählt, daß, als ihm kürzlich einer, der in dem Wahne befangen war, es sei ihm eine Zusage nicht erfüllt worden, mit der Erinnerung zur Rede stellte: »Sie haben mir doch Ihr Ehrenwort gegeben!«, Schober schlagfertig zu erwidern wußte: »Das ist nicht wahr, ich habe Ihnen bloß mein Wort gegeben!« Als ob das nicht ein noch größerer Unterschied wäre, als der zwischen einem Doktor und einem Ehrendoktor! Da aber auch diese Erzählung dem Gebiet der Anwürfe zugehören könnte und die Verwirrung des Charakterbildes durch der Parteien Haß und Gunst jedenfalls schon Formen angenommen hat, daß ein Schwanken in der Geschichte verhütet werden muß, so ist es kein Wunder, daß sich allmählich das Bedürfnis entwickelt hat, Schober gegen Mißdeutungen oder willkürliche Interpretationen dessen, was er gesagt oder nicht gesagt, gehört oder nicht gehört hat, publizistisch zu schützen. So ist denn schon in Anbetracht des Umstandes, daß das Neue Wiener Journal untreu geworden ist, die Neue Freie Presse die Sympathien durch Heiterkeit verwirrt, die Neuesten Nachrichten nicht gelesen werden und die Arbeiter-Zeitung doch nicht gut offen parteinehmen kann, eben die »Gegenwart« gegründet worden, deren publizistische Erscheinung beträchtlich ist, ob nun die ~~Kundgebung~~ auf der ersten Seite der Wahrheit oder mehr der Unwahrheit entsprechen mag. Außer Beiträgen des Bundesministers Schürff, des Universitätsprofessors Sperl, der die Zollunion im Haag vertreten hat und an der Spitze des Männergesangvereines steht, des schon etwas komplizierteren Professors Redlich, der es aber doch mit der Treue hält, findet sich noch ein Artikel unter dem Titel »Zähne zusammenbeißen, durchhalten!«, der aber weder von einem Dentisten noch von einem Strategen, sondern von einem Statistiker verfaßt ist. Ich habe keinen dieser Aufsätze gelesen, um mich nicht zu zersplittern und meine Aufmerksamkeit voll und ganz den polemisch-satirischen Beiträgen zuzuwenden, die mich naturgemäß, da eine verwandte Saite anklingt, weit mehr interessieren. Vier davon, »Bilder der Gegenwart« betitelt, fallen

nebst dem fischen Ton, den sie in das Gebiet der Glosse bringen, dadurch auf, daß sie keine Unterschrift tragen. In dem einen — betitelt »Unehrliches Spiel« — ist von »fair play« die Rede, der Devise, die ~~gewiß seinerzeit~~ in der Umgebung Eduard VII. in der Marienbader Luft gelegen war; nicht ohne daß auch sonst an englische Lebensregeln wie auch an Lykurg angeknüpft w~~ird~~. Ferner wird auf das Blatt des Lippowitz ~~angespielt~~, das der Vizekanzler »nicht an sich herankommen ließ« — man erinnert sich noch an den Dank für die ~~Anerkennung~~ durch ~~ein wahrhaft unabhängiges Blatt~~ —; von Pflichten ist die Rede, ein Dichter wird zitiert, obschon nicht Rückert, sondern ~~auffälliger Weise~~ Strindberg, und zum Schluß wird, wenngleich es viele Dinge gebe, über die »der Außenminister und beurlaubte Polizeipräsident nicht sprechen darf, nicht sprechen k a n n und nicht sprechen will«, für heute ~~nur~~ »das eine gesagt: Die Schonzeit ist vorüber; nicht nur für das Niederwild!« (Veilchen würde sagen: Vederemo oder: Man wird doch usw., und Barkassy hat mit einem analogen Ausdruck von Verschwiegenheit seine stärksten praktischen Erfolge erzielt.) Wiewohl es nun dem Vizekanzler »fernliegt, gegen Polemik zu polemisieren«, so gibt es noch einen zweiten Artikel, »Die Drahtzieher und ihre Presse«, der sich aber trotz der Wendung, die Interpreten des politischen Liedes hätten sich ihre Strophen zurechtgelegt, ~~lediglich~~ nicht gegen einen Offenbach-Interpreten, sondern gegen Seipel und die Reichspost richtet. Dieser Artikel ist mehr satirisch gefärbt, indem von einem »Parteiblätter- und Blättchenwald« die Rede ist; davon, daß »ein in den weitesten Kreisen unbekanntes Parteiblättchen sein blasses Stimmchen erhebt, um in besorgten Worten auf die neueste Freveltat des bösen Vizekanzlers Doktor Schober hinzuweisen« (der tatsächlich in ~~vorgerücktem Alter~~ sein Doktorat gemacht hat); und davon, daß das Urteil des »Volksboten von Kikiritzhausen« einem Leserkreis »auch außerhalb von Kikiritzhausen« vorgesetzt werde, indem »die von keinerlei Sachkenntnis getrübte Weisheit« ~~und~~ wieder in Wien erscheine. Ein Aperçu jagt das andere ohne die geringsten Müdigkeitserscheinungen, die bei ihrem Alter begreiflich wären. Ob Kikiritzhausen nicht gleich Perg in Oberösterreich seine idyllischen Reize hat, wird nicht gesagt, dagegen das Wort »verdienstvoll« in Anführungszeichen gesetzt, während die

Wendung, daß sich die Reichspost manchmal »in n o r n e h m-ruhiges Schweigen« hülle, nicht so sehr auf satirische Absicht als auf einen Druckfehler zurückzuführen sein dürfte. Von Pflichterfüllung kommt in dieser Glosse nichts vor, dagegen etwas vom Trennungsstrich, welcher gezogen wird und zwar von Herrn Dr. Ender zwischen der Partei und der Reichspost. Eine glückliche Metapher: daß »der Taktstock gehoben« werde, damit es in jenem Blättchenwald »zu rauschen beginnt«, wird leider durch die Einschaltung gestört:

— es muß ja nicht gerade der Taktstab eines Musikers sein —

Aber das versteht sich eigentlich umsomehr von selbst, als ja in diesem realen Falle eben kein Wald, keine Publizistik, sondern nur ein Orchester zu rauschen beginnt. Keineswegs anschaulich ist auch das Bild eines

D r a h t z i e h e r s, der unter dem Schutz der T a r n k a p p e an den F ä d e n zieht, die die F e d e r n seiner M a r i o n e t t e n in Bewegung setzen . . .

Ein wenig viel Apparatur — wie bei Reinhardt —, aber man ist im Bilde. Dagegen wird ausdrücklich und mit Quellenangabe Wippchen zitiert, der einen Artikel das Licht der Druckerschwärze erblicken läßt. Mehr pathetisch ist die Glosse »Die Patrioten« gehalten, worin mit Beziehung auf die dem Bundesstaat verweigerten sechzig Millionen Schilling und die damit verbundene Erörterung des Problems einer Demission beklagt wird, man sei

bereit gewesen,
ihn (den Außenminister) für ein paar Silberlinge zu verschachern.

Wie anders steht gegenüber diesen Judassen, die auch »Schächer« genannt werden, die ersehnte Möglichkeit gekommen sahen,
den verhaßten deutschen Mann zu stürzen

eben er da, der mit erhobenem Haupt, Hand in Hand mit dem deutschen Bruder, der Sonne entgegen und zur Tagesordnung schreitet. Und fürwahr, er kann am Schluß ausrufen:

Der Spruch des Dichters aber steht flammend vor den Erbärmlichkeiten: »Nichtswürdig ist die Nation, die nicht alles setzt an ihre Ehre.«

Zwar nicht ganz genau zitiert, aber es kommt eben bei der Nation nicht auf den Wortlaut, sondern auf die Ehre an. Gespannt, zu erfahren, wer diese neue polemische Begabung sein mag, die da so kräftig und ohne Fäden ihre Schwingen, beziehungsweise die Feder regt,

ist man zunächst ein wenig erstaunt, daß der deutsche Mann, der so ~~offen~~ gegen die Dunkelmänner losgeht, nicht mit seinem Namen signiert, sondern die Verantwortung einem Redakteur namens Wondré und einem Drucker namens Nakladal überläßt. Aber es wird sofort klar, daß der Autor niemand anderer ist, als der Verfasser des Leitartikels »Österreichische Schicksalsfragen«, der ohne Tarnkappe und mit offenem Visier kämpft, indem er sich Johann Seb. Perger nennt. Dieser Artikel ist unschwer als eine Verherrlichung der Wirksamkeit des Vizekanzlers, Bundeskanzlers und Polizeipräsidenten Schober zu agnoszieren, und zwar auf den ersten Blick, der die folgenden Wendungen zu erfassen vermag:

pflichtgemäß — — in Erfüllung seiner Pflicht — — verpflichtet sei — — seine Pflicht restlos erfüllen werde — — seine Verpflichtung darlegten — — legte ihm seine Pflicht dar — —

Nämlich die Bundeskanzlerschaft zu übernehmen.

Die Situation der Wirtschaft drängte zur Annahme und Schober sagte: »Ja«. — — Zu diesem Behufe — —

Was Johann Seb. Perger, der sich voll und ganz in die Sprach- und Gedankenwelt Schobers eingelebt hat, sonst sagt, ist nicht beträchtlich, es ~~kann~~ bei einer anderen Gelegenheit darauf zurückgekommen werden.

Auch Epaminondas war bekanntlich ein schlichter Mann, von dem es in der Schule hieß, er habe nur einen Rock gehabt, »und wenn er ~~gekleinigt~~ wurde, konnte er nicht ausgehen«. Ähnlich erzählt Johann Perger, der sehr genau informiert scheint, ein hervorragender österreichischer Politiker und Parlamentarier sei am 4. September vormittags bei dem damaligen Polizeipräsidenten erschienen,

um ihm anzukündigen, er werde in kurzer Zeit Bundeskanzler werden müssen; er verlange keine Antwort — —

Aber es sei eben »unvermeidlich geworden«. Was dann weiter geschah:

Auch darüber wird einst der letzte Schleier zu lüften sein . . . .

Perger ist aber Satiriker, indem er den Gegnern schon heute unter die Nase reibt, daß sie

auf ihre Weise das Ihrige dazu beitrugen, die Bemühungen der Regierung, das Vertrauen des Auslandes zu erhalten, zu »unterstützen«.

Auf so eindringliche Art gelingt es ihm, das ganze Hühnchen, von dem jener Schwanz kommt, mit ihnen zu pflücken. Nach einer kleinen Verwechslung von »Diadochen«, die um die Führung der Heimwehr kämpfen, mit Prätendenten — während die Abderiten richtig ~~verstanden~~ sind — passiert das folgende: Was nun an Intrigen gegen den Bundeskanzler . . geleistet wurde, ist ein Satyrspiel auf die der Öffentlichkeit vorgemachte Bemühungen um die Interessen des Vaterlandes . . .

Trotzalledem handelt es sich um ein neues satirisches Talent, ~~bezüglich~~ dessen — rücksichtlich des Umstandes, daß sich die Fackel, die immer nur Schober behandelt, ein wenig überlebt hat — schon längst ein Bedürfnis verhanden war. Ein Satiriker, der für Schober eintritt — wie das Satyrspiel nach der Tragödie — ist gewiß eine in der Publizistik seltene und willkommene Erscheinung. Ihm selbst, der gewiß die diesbezügliche Fähigkeit hätte, ist es ja leider, solange er in Amt und Würden und nicht vielmehr in Perg sitzt, verwehrt. Er kann alles machen — aber persönlich hervortreten, nein! Denn es wäre doch unvorstellbar, daß Schober, bei aller Ähnlichkeit mit dem andern Staatsmann von europäischem Format, schon heute die polemische Feder in Bewegung setzt — und wie jener in Friedrichsruh an den Hamburger Nachrichten — an der Gegenwart mitarbeitet, deren erste Nummer soeben erschienen ist. Ein Pseudonym wählen? Das ginge schon gar nicht. Man kann über sich selbst schreiben, wie zum Beispiel ich, aber man kann nicht unter einem Pseudonym über sich selbst schreiben. Es ~~kann~~ bei Weihnachtsbescherungen für die Polizeikinder sowohl in den »Unüberwindlichen« wie im Leben vorkommen, daß ~~sich an die~~ Verteilung der Gaben eine Würdigung der Verdienste des Polizeipräsidenten durch ihn selbst ~~anschließt~~. Aber daß er in einer Zeitschrift unter einem Pseudonym mit seinen Neidern und Feinden abrechnet, das würde selbst von einer Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre, nicht ~~gerade~~ als würdig empfunden werden. Und wenn man in so ~~schwierigen~~ Situation, wo ein Hort schutzbedürftig wird und alle sich als untreu erweisen, nach einem Ausweg sucht, soll man sich da nicht freuen, wie der Polizei auch die Lösung dieses Falles restlos gelungen ist? Ist es nicht geradezu ein Fingerzeig der Vorsehung, daß ein deutscher Mann

namens Johann Seb. Perger lebt (nicht Sepp, sondern wie Bach: Johann Sebastian), der Schobers Herz auf dem rechten Fleck hat und so spricht, wie jenem der Schnabel gewachsen ist? Das Staunen über den Glücksfall, daß es in Wien einen Literaten gibt, der als so täuschender stilistischer Doppelgänger — gleich der Maske der Schauspieler Peppler und Meister — die Pflicht des andern erfüllt, und daß dieser Perger gleichfalls ein Johannes ist, ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Das Rätsel, wer Ferdinand Bruckner sei, scheint endgültig aufgeklärt (wiewohl noch sein »Timon« darüber den letzten Schleier lüften dürfte). Wer aber ist Johann Seb. Perger? Das Zentralmeldungsamt der Polizeidirektion, bei dem ich Erhebungen pflegen ließ, gab — nach gewissenhaftester Durchforschung der Materie — die

Auskunft

(Zum Gebrauche vor Behörden nicht geeignet.)
Vor- und Zuname: Johann Sebastian Perger
Ohne Angaben nicht eruierbar.

Das war enttäuschend. Wie das? Schober sollte sich von einem Autor verteidigen lassen, der polizeilich nicht gemeldet ist? Verbirgt man ihn, damit er, wenn es nötig ist, alles macht, um nicht persönlich hervortreten zu können? Ich traute dieser authentischen Auskunft nicht und befragte den Lehmann. Und wie ich schon satirisches Glück habe, da kann ich Ihnen diesbezüglich etwas Hübsches mitteilen: es gibt in Wien zwar einen Herbert Perger, der Schriftsteller, keinen einzigen Sebastian, aber dafür zwei Johann Perger, welche freilich ganz andere Berufe haben, die in ihrer Sauberkeit weitab von allem führen, was mit Politik und Polemik zusammenhängt. Der eine ist Dienstmann, übt also eine Tätigkeit aus, bei der sich die Pflichterfüllung von selbst versteht und auch ohne viel Aufhebens vollziehen dürfte. Ich glaube darum nicht, daß er den Artikel »Österreichische Schicksalsfragen« geschrieben hat. Der andere Johann hat einen andern Beruf: er ist Anstreicher und Lackierer.

Band 84, S. 3, Z. 26: statt »Frank Wedekind an einem Hund«: — — an einen Hund.

Ein Verzeichnis der nachträglichen Änderungen und neuentdeckten Druckfehler in Poems by Karl Kraus von Albert Bloch kann vom Verlag der Fackel bezogen werden.

Am 28. November ist im Verlag der Fackel die deutsche Buchausgabe von Vert-Vert (mit einer Beilage der französischen Verse) erschienen.

Auf einem der Auflage beigelegten Blatt sind die folgenden Korrekturen verzeichnet: S. 27 fehlt am Schlusse der zweiten Szene die Bemerkung: (Sie führen ihn im Triumph mit sich fort.); S. 26, Z. 13 v. u. nach »Pläsier« ein Komma; S. 35, Z. 13 v. u. statt des Punktes ein Rufzeichen; S. 37, Z. 15 nach »Ja« ein Komma; S. 55, Z. 4 v. u. fehlt der Punkt (. . . es vor.); S. 57, Z. 3 v. u. statt des Kommas ein Rufzeichen; S. 77, Z. 8 nach »glauben« ein Komma; S. 92, Z. 5 statt »Der Graf«: (Beide); S. 103, Z. 3 statt »(zu den Offizieren)«: (zu den Beiden); S. 125, Z. 7 statt »Oberin!«: Priorin!; S. 135, Z. 7 statt des Punktes ein Rufzeichen; S. 140, Z. 11 statt des Punktes ein Rufzeichen. — Zu diesen Änderungen sind noch die folgenden vorzunehmen: Auf S. VII des Vorworts Z. 1 v. u. statt »délicieux«: délicieux; S. 55, Z. 6 v. u. vor »und« ein Komma; S. 68, Z. 12 u. 13 statt »gnädige Frau«: Gnädigste; S. 75, Z. 13 v. u. statt des Punktes ein Rufzeichen; S. 79, Z. 4 v. u. statt »Eben das wollte ich auch sagen«: Eben das ich haben wollen sagen auch; S. 97, Z. 4 v. u. statt »Das glaube ich allerdings auch«: Ich auch; S. 109, Z. 10 statt »vorwärts«: vor; S. 122, zwischen Z. 4 u. 5 v. u. die Bemerkung: (Er küßt eine nach der andern ab, Paturelle reißt sie zurück.).

Wien, 1. November 1931

An den Verlag »Die Fackel«.

Bitte seien Sie so freundlich und teilen Sie Herrn Karl Kraus mit (die Versicherung meiner größten Hochachtung vor seiner Person und vor seinem Werke möge vorausgeschickt werden), daß entgegen seiner bemerkenswerten Ansicht die Schöpfungen Grillparzers von den Werken Raimunds und Nestroys nicht im entferntesten erreicht werden können. Und zwar in vielerlei Hinsicht: in sprachgesetzlicher, in gedanklicher, und in bezug auf Schilderungskraft und Gefühl. Herr Karl Kraus urteilt zumeist nach der sprachlichen Befähigung eines Schriftstellers, wobei die Richtigkeit und Schärfe des Ausdrucks für ihn den Ausschlag geben. Nun ich lasse es dahingestellt, ob all die Sprachfehler Grillparzers wirklich so schwerwiegend sind; aber gesetzt den Fall, sie wären es, so wird dadurch der Wert der Grillparzerschen Schöpfung nicht herabgemindert, denn sie sind gewollt (besser gesagt: so belassen worden). Grillparzer, der den Tonfall beherrscht; Grillparzer, der die Worte mit Gefühl zu beseelen vermag, hat eher gegen die Sprache sich versündigt als daß er die Einheit seines Ausdrucks verletzt hätte. Daher die große Wirkung seiner Trauerspiele und Gedichte. Was nützt z. B. Wedekind die kundige Sprachgestaltung?! Gewiß: Einheit des Gefühls ist ihm

nicht abzusprechen, Tonfall gleichfalls nicht, aber das Gefühl lebt in einer Niederung und der Wellenschlag seiner Sprache ist mäßig. Nun könnte ja eingewendet werden, daß der Nestroysche Schwung von Grillparzer nicht überboten wird, was ja der Wahrheit entspricht, doch ist zu bedenken, daß bloß ein Teil der Kunst Nestroys eine Spitzenleistung bietet, die Gesamtheit aber hinter der Grillparzerschen zurückbleibt. Daß Grillparzer Menschen zeichnen kann, steht fest; Nestroy dagegen liefert oft groteske Gestalten, weil es so in seiner Absicht liegt. Man kann hier von einer weisen Beschränkung sprechen.

Ich und viele sind des Glaubens, daß der Wert eines Dichters vornehmlich davon abhängt, inwieweit es ihm gelingt, Gefühle in Worte zu bannen. Je tiefer und mächtiger die Gefühle sind, je mehr Kraft die Worte bergen, desto besser. Ich weiß zwar, daß dieser Standpunkt nicht ausschließlich für die Beurteilung maßgebend ist: die Kunst der sprachlichen Wiedergabe seelischer Vorgänge muß ebenfalls geprüft werden, allein diese Prüfung kommt erst hinterher. Hölderlin soll als Beispiel dienen. Seine Gefühle sind die edelsten und reinsten (wen stört es, wenn er in seiner Gehobenheit wie statt als schreibt?!), aber die Sprache ist zu farblos, zu weit entfernt von jeder Anschaulichkeit — und dennoch ist die Anteilnahme, die seinen Gedichten zugewendet wird, nicht gering, weil die Kraft des Gefühls sie anziehend macht. Goethe dagegen vereinigt so ziemlich alle Eigenschaften in sich, allerdings keine in vollendeter Ausprägung (die Lauterkeit Hölderlins fehlt ihm, ebenso die Männlichkeit Schillers und die Tiefe Shakespeares), aber die Ausgewogenheit des Ganzen ist seine Stärke, die ihm heute noch Anklang verschafft.

Um all das zu verdeutlichen, was ich sagen will, gehört jedoch die Bereitwilligkeit, mich anzuhören, und dieser bin ich mir nicht recht gewiß. Das Geschriebene wird ja vielleicht schon den Unwillen des Herrn Karl Kraus erregen, da er auf das, was irgendein Leser denkt, sicherlich nicht neugierig sein dürfte. Aber es gehört eben zu den Unannehmlichkeiten eines bedeutenden Schriftstellers und Mannes, daß seine Ausführungen Antworten auslösen. Was der Theaterkritiker der Kronen-Zeitung schreibt, wird niemanden bewegen, sich zur Maschine zu setzen und eine Entgegnung zu verfassen.

Die Einstellung des Herrn Karl Kraus zur Weltliteratur ist auf jeden Fall so beachtenswert, daß es sehr bedauerlich ist, daß die vielen Bemerkungen über Dichter und Werke in den unzähligen Fackelheften nicht gesammelt herausgegeben werden.

Mit dem Ausdruck der vorzüglichsten
Hochachtung __ __

17. November 1931

Sehr geehrter Herr!

In Ihrer Zuschrift, für deren so freundliche Absicht wir Ihnen bestens danken, ersuchen Sie uns, Herrn Karl Kraus mitzuteilen, daß entgegen seiner Ansicht die Schöpfungen Grillparzers von den Werken Raimunds und Nestroys nicht im ent-

fernsten erreicht werden können. Leider unterlassen Sie es, auch mitzuteilen, welche Instanz diese gewiß interessante und wohl unumstößliche Entscheidung gefällt hat. Wir vermuten jedoch, daß Sie sagen wollten, nach Ihrer Ansicht verhalte es sich so und Ihre Ansicht widerspreche eben der des Herrn Karl Kraus. Das kann gewiß vorkommen, und die Begründung des Widerspruchs ist insofern nicht uninteressant, als Sie finden, daß Grillparzer in sprachgesetzlicher Beziehung den Vorrang habe, indem seine Sprachfehler gewollt, d. h. so belassen worden seien, während etwa Wedekind die kundige Sprachgestaltung nichts nütze, da, wiewohl ihm Tonfall nicht abzusprechen ist, doch der Wellenschlag seiner Sprache mäßig sei. Was nun Nestroy betrifft, so biete bloß ein Teil seiner Kunst eine Spitzenleistung, die Gesamtheit bleibe aber hinter der Grillparzerschen zurück. Auch stehe fest, daß Grillparzer Menschen zeichnen könne, Nestroy dagegen oft groteske Gestalten liefere, weil es so in seiner Absicht liegt. Man kann hier, sagen Sie, von einer weisen Beschränkung sprechen. Leider kann man das nicht bei allen Lesern der Fackel. Sie zum Beispiel, sehr geehrter Herr, benützen die Gelegenheit, vom Vorrang Grillparzers Mitteilung zu machen, sogar zu aufklärenden Bemerkungen über das Wesen der Dichtkunst, indem Sie ausführen, es komme auf die Gefühle an, die in Worte gebannt werden, und je tiefer und mächtiger die Gefühle seien, desto besser. Natürlich müsse auch die Kunst der sprachlichen Wiedergabe geprüft werden, allein diese Prüfung komme erst hinterher. An Goethe haben Sie da manches auszusetzen, da ihm die Lauterkeit Hölderlins fehle, ebenso die Männlichkeit Schillers und die Tiefe Shakespeares, immerhin verschaffe ihm die Ausgewogenheit des Ganzen, die seine Stärke sei, heute noch Anklang. »Um all das zu verdeutlichen«, was Sie sagen wollen — offenbar in einer Unterredung —, »gehöre jedoch die Bereitwilligkeit«, Sie anzuhören, und nur in diesem Punkte scheint Sie die Sicherheit zu verlassen. Aber es gehöre eben »zu den Unannehmlichkeiten eines bedeutenden Schriftstellers«, daß seine Ausführungen »Antworten auslösen«. Ohne daß wir in Ihrem Fall von dem Rat Gebrauch machen wollen, die Kunst der sprachlichen Wiedergabe auch nur hinterher zu prüfen, möchten wir Ihnen versichern, daß es Herrn Karl Kraus durchaus nicht an Bereitwilligkeit — die wir Ihnen schon

bewiesen haben — fehlt, einen Leser, der sich an die Maschine setzt, anzuhören, und Sie dürfen keineswegs glauben, daß die Umschlagnotiz, die Zuschriften wie der Ihren vorzubeugen sucht, einer hochmütigen Veranlagung entstamme. Wir bitten Sie jedoch zu bedenken, daß, wenn zu den vielen Bemerkungen über Dichter und Werke, die Sie in den unzähligen Fackelheften gefunden haben und gesammelt wünschen, sämtliche Leser schriftlich oder mündlich ihre Ansicht äußern wollten, sie unter gar keinen Umständen fortgesetzt oder auch nur gesammelt werden könnten, weil, je größer die Bereitwilligkeit, jene anzuhören, umso geringer die Möglichkeit wäre, sich selbst zur Maschine zu setzen oder, da Herr Karl Kraus solcher Erleichterung noch immer entbehrt, die Feder in die Hand zu nehmen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

Wortregie

In der Wiedergabe eines Gesprächs mit Frau Tilly Wedekind (durch Emil Faktor) heißt es:

Sicherlich war die gemeinschaftliche Arbeit, das Einstudieren seiner Werke, das gemeinsame Auftreten und das sich um diese Abende breitende Schicksal das stärkste Erlebnis. Ich habe bei Frank ungemein viel gelernt. Der große Wert, den er auf das Wort legte, seine geradezu verbissene Vorliebe für die Sprache, für ihre sinnvolle Behandlung hat mich in das Alleininteresse für seine Werke hineingerissen. — — Der Bann, der von diesem Manne ausging, war überstark, seine Arbeit an mir eine geistige Oberhoheit, die mich zum Werkzeug machte. — —

In seiner Auffassung von der Art, wie seine Stücke gespielt werden sollten, war er fanatisch. Er protestierte gegen alle Darstellungsformen, die nicht, wie er, von dem Worte ausgingen, sich den landläufigen Begriffen des Publikums anzupassen suchten und in mißverständlicher Stofflichkeit bei der Wiedergabe den Mißerfolg seiner Werke jahrelang herbeiführten. Als er selber kam und persönlich interpretierte, wies er der damaligen Schauspielkunst nach, daß sie durch Konventionalisierung seiner Probleme unbeabsichtigtes Lachen erzeugte, während er selber den Zuschauer genau instruierte, wann er lachen durfte, wann er ernst zu sein hatte und wo der tiefere Sinn der Arbeit lag. Er hatte es in dieser Führung des Publikums trotz aller Unbeholfenheit, mit der er anfänglich begann, bis zu einer gewissen Meisterschaft in der Interpretation gebracht. — — Um diese Intellektmethoden begann sich später, als er sie oft genug vor Augen gestellt hatte, auch die übrige Schauspielerschaft zu kümmern. Vorher war Wedekind ihr Widersacher.

Sie haben wohl aufgeatmet, da sie ihn los wurden. Unter den Herren »Regisseuren« haben sie's leichter, und was namentlich der Zauberer, wenn er bloß da sitzt, aus ihnen »herausholt«, da staunt der Fachmann und ein Laie wie ich wundert sich. Er kam einmal als Gast mit seinem Ensemble, das aus den ansässigen Kräften ergänzt wurde. Er saß bei der Probe, ließ wie gewohnt die Zunge spielen, jedoch nicht sprechen: er sagte nichts. Nur einmal murmelte er einem Ansässigen zu: »Ausgezeichnet!« »Noch nie«, hieß es am andern Tag, habe ein Regisseur »so viel« aus diesem Schauspieler »herausgeholt«. (Magie!) Wenn ich mir vorstellen sollte (ich halte mich aber zurück), daß der große Nichtssager wirklich etwas in eine Zeile des »Totentanz« oder der »Iphigenie« hineinrede, wie die Herrschaften gerade Konversation machen — weil doch alles andere »Pathos« ist —, befiele mich ein Lachkrampf. (Annähernd wie im Moabit, als ein Zeuge aussagte, die Unabhängigkeit der Kritik bei Mosse sei ein Sakrament.) Mit Wedekind hatten sie's schwerer. Und mit mir? Nun, ich, der Privatpersonen auf der Bühne nicht duldet, weil es noch echtere auf dem Kurfürstendamm gibt, die auch frech genug sind, kein Lampenfieber zu haben, und der das »Zeitgefühl« zuerst von einem alten Operndiener entfernen läßt. Ziege kennt »Hoffmanns Erzählungen« besser als Reinhardt, also ich werde als Irrer angestarrt, weil ich bei Offenbach — nicht anders als bei Shakespeare und Nestroy — mit der Anrede an die Schauspieler beginne: »Nur unnatürlich sein! Zuerst unnatürlich! Alles weitere wird sich finden.« Dann beginne ich ihnen das Klima der Sprachregion zu eröffnen, in der die Charaktere wohnen, und zu erklären, daß ein Satz nicht bloß aus Subjekt und Prädikat besteht, die man zur Not — nicht immer — in die Verbindung eines äußeren Sinnes bringen kann, und daß jedes Wort sein Leben, seinen Ton hat. Also leicht haben sie's nicht; aber manche sind dankbar und bekennen, daß sie da in sechs Probetagen mehr für die Bühne erworben haben als in sämtlichen eines zwanzigjährigen Bühnenlebens. In wenigen Stunden gelingt es, den ganzen Guano abzutragen, den die Zeit aufgehäuft hat und die Gründlinge im Parterre schmuck finden, die jetzt Regie führen und Kritik schreiben. Und die »Fachmänner« wollen mir einreden, es komme heutzutage auf die »Phantasie« an, mit der der Raum eingerichtet ist, worin Dilettanten Gedankenmord begehen!

Bunte Begebenheiten

— — Man feierte zum Schlusse insbesondere Max Reinhardt, der nach Wien gekommen war, um ein bißchen zu zaubern, wenn auch nur für ein paar kurze Tage.

Nach denen das Zauberwerk abgesetzt wurde. Wie heißt es doch im »Biberpeiz«? »Und wissen Se: 't liejt wat in de Luft. Wat, weeß ick noch nich. Aber det wat liejt — det weeß ick so sicher . . . Wenn Se blos man acht jeben, dann wer'n Se's erleben. Et kracht, und wenn et kracht, Mutter Wolffen, denn — hat et jekracht.« Oder auf schlicht jüdisch: »Es rieselt im Gemäuer«. Sogar Reinhardts Hin- und Rücksichtl, der l. u., geht schon falsch los. Bringt es zuwege, die volle Ekstase mit der ganzen Antithese aus den »Bunten Begebenheiten« zu durchkreuzen. »Gott und Reinhardt« — das war ehedem schon der Satire entnommen und für die Schmockerei gerettet; jetzt heißt es, »die Familie Politzer« sei »in die Kollegienkirche geströmt, um das Allerheiligste als geweihtes Bühnenrequisit zu bewundern«. »Max Reinhardt, von Dramaturgen und Aposteln umschwärmt«; »assistiert vom Erzengel Metzl«, habe er das »ausgiebig andersgläubige Kirchenschiff mit Rausch und Weihrauch sakralen, aber blühenden und glühenden Theaters gefüllt«. Er »rechtfertigte die Blasphemie« — natürlich, man kann ja nicht so direkt zur Satire überlaufen —; aber beim Weihespiel des Burgtheaters habe »der Nimbus des Hochaltars wie der Anwesenheit Otto H. Kahns« gefehlt. Die »markantesten Fixigkeiten Reinhardts« (als könnte man derlei einem Schöpfer nachsagen) seien zwar übernommen worden, aber es fehlte die »erzbischöflich genehmigte Dollarsensation«. Es war der Sieg »jenes Geistes, der in der Mönchskutte raffinierteste Inspizientendienste tut«. (Daß einer den Bettler »stürmisch zerknirscht« spielte, ist ein Adjektiv für sich.) Die Regie hat »aus der Konfession weihevoll entzündetes Theater« gemacht. »Ein wenig zu viel gebenedeite Statisterie«, man lebe sichtlich von Gnaden des »assimilierten Fachmanns Reinhardt«, und »Preßburg siegt noch immer über Kalksburg«. (Stand nicht auch so etwas schon in der Fackel?) Aber ob Preßburg über Kalksburg oder über Salzburg siegt, ist schließlich gehupft wie gesprungen. Jedenfalls merkt man, daß etwas in der Luft liegt, wenn sogar schon der l. u. wieder den Stachel löckt. (Auch »leckt«; sonderbares Wort, bedeutet aber: ausschlägt.)

Das is aber ja wahr!

Nicht immer findet man in Zeitungen Sätze, die absolut den Nagel auf den Kopf treffen, und es ist erfreulich, daß die abendlichen Korybanten um Lettlands größten Sohn auch noch (oder schon) etwas Atem für einen andern Kulturfaktor aufbringen. Zur Burgtheaterkandidatur des Herrn Karlheinz Martin (warum nicht?) erschienen Charakteristiken, die mich, der für deutsche Eichen im Blätterwald ein Faible hat, geradezu anheimeln mußten:

» — Karlheinz Martin genießt als Künstler wie als Mensch unser aller Vertrauen. Eine wirklich und grundsätzlich aufrechte Natur, hat seine gewinnende und oft kindlich offene Art die gesamte deutsche Schauspielerschaft zu seinem Freundeskreis gemacht, obwohl oder vielleicht weil er in entscheidenden Augenblicken unbeugsam auf dem Recht seiner Überzeugung besteht. — — Man kann sich also vorstellen, welche Bombe da geplatzt ist, als der immer unverdrossene und niemals vor einer Wahrheit zurückweichende Karlheinz Martin das große Wort aussprach, er wäre für diesen Posten, oder in seinem Sinne gesagt, für diese Arbeit zu haben. — —«

»— — eine starke Hand, ein Mann von ungemeiner Terrainkundigkeit im ganzen Bereich des Theaters, ein Mitwisser der Geheimnisse des Schauspielertums — — ein kräftiger Führer, ein Beherrscher des Theaters in allen seinen Kreuz- und Quergängen, vom Lesen des Manuskripts bis zur letzten Schattierung der vollendeten Vorstellung.

Und bis zum Prozeß.

Einer, dem nix g'schehn kann

weil er sich dauernd in der bekannten Gasse des Dilemmas aufhält, und der gleichwohl in Berlin eine Nummer ist, mit einem Wort der Willy Haas (nicht zu verwechseln mit Dolly), spielt sich dortselbst, obzwar ein verhältnismäßig junger Prager, als alten Wiener auf, der noch starke Burgtheatereindrücke bewahrt. Er schrieb über eine Vorstellung von Anzengrubers »Viertem Gebot«, von der Herr Karlheinz Martin kürzlich in Wien erzählt hat, die Berliner hätten »gelacht und geweint« (während die Wiener, die dabei waren, geweint und gelacht haben). Willy, der Erinnerungen hegt, will die größten Wiener Schauspieler in Anzengruberrollen gesehen haben. Der Name Anzengruber sei für ihn eine Kainz-Erinnerung; ich höre noch seine helle, scharfe Stimme als Duster: Mir kann nix g'schehn!

Nun hat Kainz zwar den Dusterer im »G'wissenswurm« gespielt, aber bekanntlich sagt der Steinklopferhans in den »Kreuzelschreibern«: Es kann dir nix g'schehn!«, den aber Kainz nicht gespielt hat. Sonst stimmt alles. (Das heißt: »Alles in Ordnung!«, sagt der Dusterer, »Dös is a Dispens vom Konsisturi; Manner, ich därf net g'haut wer'n!« Vermutlich hat sich das eindrucksvolle Motiv mit jenem weltanschaulichen Bekenntnis verquickt.) Diese Umstände sind aber freilich ~~schon~~ so lange her, daß ein alter Wiener schon einer Sinnestäuschung erliegen kann. Vielleicht vermag er, wenn er sich zusammennimmt, anzugeben, was er eigentlich »noch hört«. Die Entscheidung ist am Ende nicht so schwer wie die zwischen dem Kerr und mir, an der er noch immer laboriert. Es wird aber wohl wieder nichts werden, da er sich auch mit diesem Problem wie immerdar in einem Dilemma befinden dürfte, das außerhalb der literarischen Welt als jene Gasse bezeichnet wird, in der man Kritik macht.

— — Als Novellist großen Formats hat er (Stefan Zweig) sich alle Sprachen der Erde erobert.

Bis auf eine.

Verdiatem

In der ‚Vossischen', die auch außer Monty mancherlei bietet, war diese Wortbildung und Wortabteilung zu schauen:

— — — das war verdiatem-

beraubend schön!

»Verdiatem«? Bin ich mit meinem Latein zu Ende? Nicht doch, von einer Troubadour-Aufführung ist die Rede! In der Erfindung neuer Epitheta sind die ~~deutschen~~ Journalisten ja unbezahlbar. Einfach verdiatemberaubend! (Egal, ob der Verdi ihm oder er dem Verdi den Atem raubt.) Aber was die Abteilungen betrifft, so treiben es ja auch die ~~deutschen~~ Druckereien bunt. In einem Luxusdruck (der k. k. Staatsdruckerei), der im Entstehen war, fand sich einmal:

— — Mor-

gen|tern — —

Der wachsame Maschinenmeister, ~~mit dem Blick auf~~ die zweite Zeile ~~entdeckt~~, dachte: Aha, ein n hineingerutscht, und entfernte es. Die Auflage erschien mit:

— — Mor-

~~gestern~~ — —

Sie mußte vernichtet werden. Wäre der Maschinenmeister noch wachsamer gewesen, so hätte er im Weiterdruck auch die erste Zeile bemerkt und korrigiert:

— — Vor-

gestern — —

Diese Geschichte hat mir einst der in einem andern Sinn wachsame Metteur der Fackel erzählt, als er in der Korrekturfahne des Luxusdruckes der »Chinesischen Mauer« (aus einer berühmten Leipziger Druckerei) die Abteilung bemerkt hatte:

— — Neuge-

boren — —

Er schlug dem Kollegen vor:

— — Neu-

geboren — —

um zu verhüten, daß der Maschinenmeister in einem Anfall von Wachsamkeit

— — Neuge-

bauer — —

herstelle, als den einzigen Fall, in dem die Abteilung möglich ist. Seit jenem Beispiel aus der ‚Vossischen' möchte ich den Druckern als terminus technicus ~~die Anweisung~~ empfehlen, ein Wort verdiatem zu teilen. (Et altera pars kommt dann nicht in Betracht.)

An die Redaktion 14. September 1931

der Zeitschrift »Das Ziel«, Berlin

Sehr geehrte Herren!

Sie senden uns ein Heft Ihrer Zeitschrift zu, Organs der »Gruppe revolutionärer Pazifisten«, mit einem Erlagschein, also mit der Aufforderung, zu abonnieren, und überdies mit dem Ersuchen, einen Hinweis, womöglich eine ausführlichere kritische Würdigung zu veröffentlichen. Beide Wünsche sind unerfüllbar, gegenüber dem zweiten verweisen wir auf die ständig erscheinende Umschlagnotiz der Fackel. Wir möchten Sie auch ausdrücklich auf die Vergeblichkeit der Erwartung aufmerksam machen, daß der Herausgeber der Fackel für die Angelegenheiten, die zwischen den GRP, ISK, SPD, KPD usw. schweben, eine Teilnahme aufbringen werde, die auch nur annähernd an das Interesse hinanreicht, mit dem er den entzückenden Einfall der Offenbach'schen Madame l'Archiduc verfolgt, die abgekürzte Formel einer politischen Gruppe einfach auf das ABC zurückzuführen. Dies, was seine allgemeine Stellung zu den Zeitproblemen

betrifft, wie sie in den verschiedenen Äußerungen, Zuschriften, Aufrufen und Vereinsstatuten Ihrer Publikation berührt werden, gewiß mit dem anerkennenswerten Glauben, daß es Ihnen gelingen könnte, Ordnung in das Wirrsal der revolutionären Gruppen zu bringen. Im besonderen wäre noch zu sagen, daß dem Herausgeber der Fackel die Gruppe revolutionärer Pazifisten bekannt ist durch einen dem strengsten bürgerlichen Vereinskomment entsprechenden Akt, mit dem sie einen jungen Schriftsteller ausgeschlossen hat, der in der irrigen Vermutung, daß die Termini »Revolution« und »Pazifismus« Begriffe und nicht Redensarten decken, des statutenwidrigen Verhaltens schuldig wurde, die Gemeinsamkeit mit dem Herrn Tucholsky abzulehnen, jenem Plauderer bürgerlicher Preßunternehmungen, der dem revolutionären Gedanken durch eine Anulkung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts gerecht wurde und dem Pazifismus durch die lyrische Werbung für eine Kriegsanleihe. Daß aus diesem Anlaß dem gleichfalls perhorreszierten Benehmen des Herrn Tucholsky gegenüber dem Autor der »Unüberwindlichen« die Ehre sachlicher Meinungsäußerung zugebilligt war, läßt die Bitte, Ihre Bestrebungen kritisch zu würdigen, als einen Entschluß erscheinen, den wir ebenso als Appell an unsere Unbeeinflußbarkeit wie als Beweis Ihrer Anhänglichkeit dankbar vermerken. Nur wollen wir die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Sie auf die etwas übertriebene Vielseitigkeit Ihrer Sympathien aufmerksam zu machen. Wir finden nämlich auf dem Umschlag Ihres Heftes unter »Lesenswerten Zeitungen und Zeitschriften« nebst Blättern wie ‚Weltbühne' [Tucholsky] und ‚Welt am Montag' [Doktor Frosch] auch das ‚Berliner Tageblatt' angeführt [Theodor Wolff, Alfred Kerr] und die ‚Fackel' [Karl Kraus]. Sollten Sie die Absicht haben, diese Empfehlung zu wiederholen, so möchten wir Sie wenigstens bitten, die Bezeichnung des politischen Charakters, die Sie jeder dieser Zeitungen und Zeitschriften in Klammern anfügen, für die unsrige ändern zu wollen. Während Sie bei der ‚Welt am Montag' einen Spielraum von (radikal-demokratisch bis linkssozialistisch) und bei der ‚Weltbühne' von (radikal-demokratisch bis unabhängig-kommunistisch) anerkennen und dem ‚Berliner Tageblatt' wieder, trotz dem Besuch des Herrn Theodor Wolff bei Mussolini, das eindeutige Epitheton (demokratisch) angedeihen lassen, haben Sie sich entschlossen, die Richtung der Fackel schlechthin als

(apokalyptisch) zu bezeichnen. Wir würden Sie nun, da eine solche Festlegung des Parteistandpunktes der Fackel in deutschen Leserkreisen, denen Sie sie ja zugänglich machen wollen, eher abschreckend oder doch entmutigend wirken könnte und die Tendenz unserer Zeitschrift es an Übersichtlichkeit gewiß nicht mit der des Berliner Tageblatts aufzunehmen vermag, dringend ersuchen, auch uns gleich der ‚Weltbühne' und der ‚Welt am Montag' eine gewisse Spannweite der Betätigung einzuräumen, und Ihnen vorschlagen, etwa das Kennzeichen (apokalyptisch bis satirisch) zu wählen. Selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß Sie die Fackel auch weiterhin noch für so lesenswert halten wie das ‚Berliner Tageblatt' und die genannten anderen Zeitungen und Zeitschriften.

~~Mit vorzüglicher Hochachtung~~

Die Enthüllung

Nicht daß Politik und Publizistik dieses unerträglichste aller Staatswesen und dieser geduldigsten aller Völkerschaften einen einzigen Misthaufen bilden; nicht daß Schmutz zutagekommt, wenn ebenda Bewegung der Parteien eintritt — nicht solches ist die Enthüllung. Darin besteht sie, daß sie selbst sie vornehmen, um vom Schmutz abzulenken, in welchem sie doch »letzten Endes« — das nun bald keine Phrase mehr sein wird — geeinigt bleiben. Nicht darin besteht sie, daß, wie in allen Ressorts neuzeitlicher Betätigung, so vor allem im politischen Handwerk Unsauberkeit und Unfähigkeit prominent sind; sondern darin, daß auch die Frechheit von Dummköpfen am Ruder ist, die die Opfer blödmachen wollen. Daß Preßlumpen Trinkgeld abkriegen müssen, um zu beten und nicht zu fluchen, wenn Banklumpen stehlen gehen, ist keine Enthüllung. Aber die sittliche Einhelligkeit, mit der sie sich entrüsten — die, die nichts haben, mit denen, die genommen haben —; der Ruf nach Nennung der Namen in der Zuversicht, daß er nie erhört werde; die phraseologische Treffsicherheit, mit der sie einander der Lumperei beschuldigen, in dem gegenseitigen Vertrauen, daß sich nie die Berechtigung des Vorwurfs herausstellen wird — das ist die Enthüllung durch jene Ironie der Wirklichkeit, die mit der Satire fertig wird. Nichts bleibt ihr diesfalls zu sagen als daß alle, die im Ernstfall Hände vorweisen könnten, denen kein verschwiegener Treuhänder der Kreditanstalt etwas zugesteckt hat, mit jedem unbezahlten Wort Betrug verüben.

61

~~A Baker~~ ff

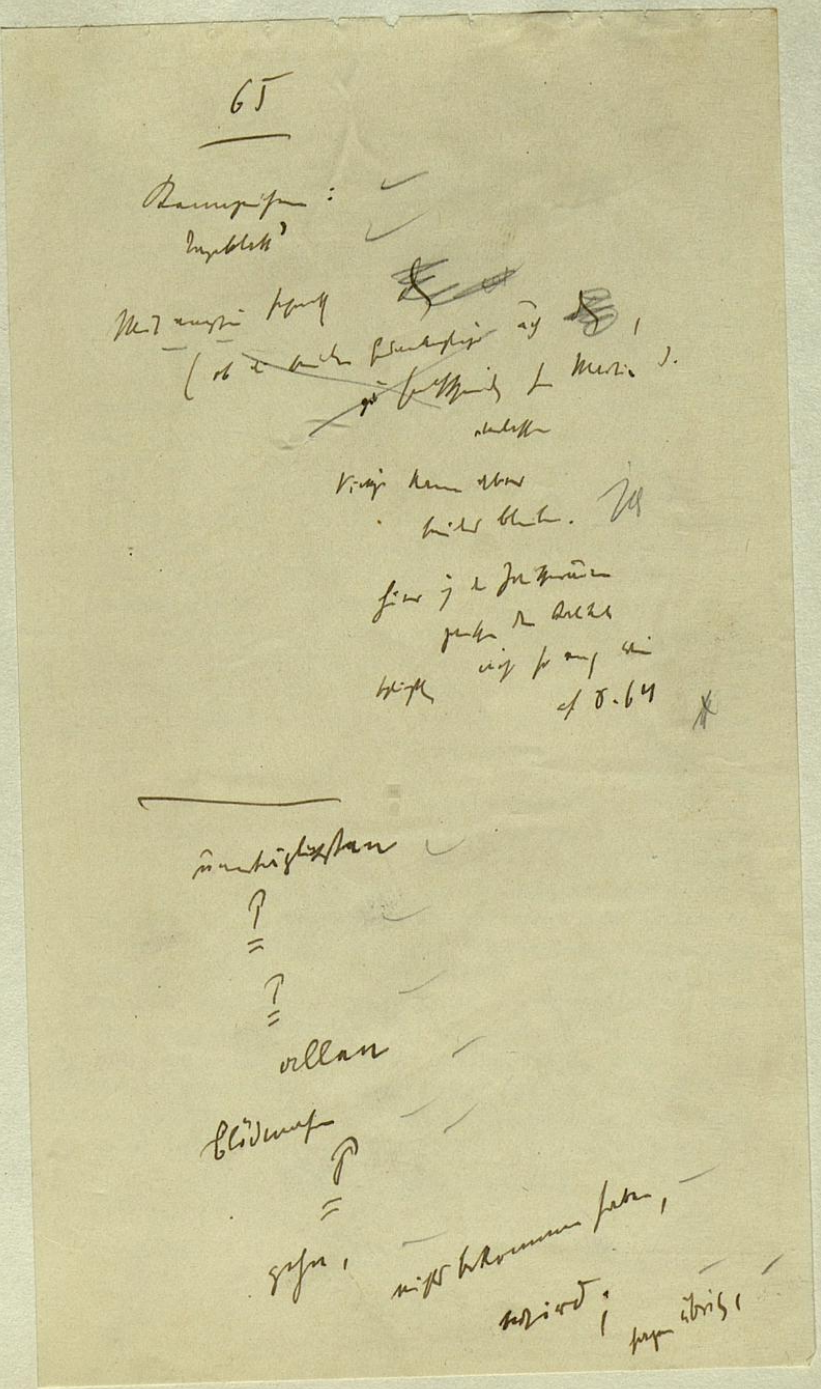
de Lederarbeiter privatim, alle
termini technici, anzuführen:

ein . . . . . nicht mehr in

an d. Arbeiter d. Presse, Leipzig, Berlin

7. 62

65



Johann Seb. Perger

Wer ist das? Ein neuer Polemiker, der an einer neuen Zeitschrift »Die Gegenwart« mitarbeitet, auf deren Titelblatt so etwas wie eine deutsche Eiche gemalt ist, um welche Raubvögel ihr loses Spiel treiben, während so etwas wie ein treuer Eckart den Stamm schützt und stützt. An leitender Stelle findet sich, nach der Mitteilung, daß bei Herzmansky alles Neue in Stoffen und Damenkonfektion vorrätig ist, eine halbamtliche Verlautbarung der Polizeidirektion, daß Herr Starhemberg bereits am 24. Oktober, also einen vollen Monat vor dem Prozeß durch den »Landesführer der Heimwehr Wien, Herrn Arbesser«, der im Präsidium erschienen sei, eine umfassende Ehrenerklärung habe abgeben lassen, in der er sich sowohl auf Einflüsterungen böser Zungen wie auf das eigene jugendliche Temperament berief. Diese umfassende Rehabilitierung Schobers, die im Prozeß nicht berührt wurde und, ein größerer Gewinn als die Geldstrafe von 200 Schilling, ihn (den Prozeß) eigentlich überflüssig gemacht hätte, steht in dicken Lettern an leitender Stelle, und es ist natürlich Sache des Herrn Starhemberg, zu entscheiden, ob Worte, die ein Besucher der Polizeidirektion spricht, an den Grad von Glaubwürdigkeit hinanreichen, den Worte haben, die ein Besucher dort hört. Wenn man den Maximen Starhembergs, die als »Rufe und Widerrufe« ja schon eine gewisse Geltung erlangt haben, doch annähernd so stark vertraut wie polizeilichen Communiques, so möchte man vermuten, daß an der Feststellung der Reichspost, Herr Arbesser habe am 24. Oktober überhaupt nicht in Wien geweilt und sei niemals ersucht worden, zur Polizeidirektion zu gehen, etwas Wahres sei. Und wenn der Anwalt Starhembergs die Erklärung des Herrn Arbesser bestätigt, er sei niemals zu einer Intervention ermächtigt worden und habe niemals interveniert, und wenn er abschließend die Mitteilung der ‚Gegenwart' für unwahr erklärt, so kann dem Zusatz der Neuen Freien Presse:

Der Leser wird sich ohne Schwierigkeiten ein Urteil über die Angelegenheit bilden

nebst dem unstreitigen Orakelwert nur der Sinn beigemessen werden, daß man ein Schoberwort nicht drehen noch deuteln

solle. Schober gehört heute zu jenen Persönlichkeiten historischen Umfangs, denen gegenüber solches immer erfolglos versucht wird und die aus Eigenem die Kraft aufbringen, Anwürfe, über die nicht gradenwegs zur Tagesordnung geschritten werden kann, abzuwehren. Es wird erzählt, daß, als ihn kürzlich einer, der in dem Wahne befangen war, es sei ihm eine Zusage nicht erfüllt worden, mit der Erinnerung zur Rede stellte: »Sie haben mir doch Ihr Ehrenwort gegeben!«, Schober schlagfertig zu erwidern wußte: »Das ist nicht wahr, ich habe Ihnen bloß mein Wort gegeben!« Als ob das nicht ein noch größerer Unterschied wäre, als der zwischen einem Doktor und einem Ehrendoktor! Da aber auch diese Erzählung dem Gebiet der Anwürfe zugehören könnte und die Verwirrung des Charakterbildes durch der Parteien Haß und Gunst jedenfalls schon Formen angenommen hat, daß ein Schwanken in der Geschichte verhütet werden muß, so ist es kein Wunder, daß sich allmählich das Bedürfnis entwickelt hat, Schober gegen Mißdeutungen oder willkürliche Interpretationen dessen, was er gesagt oder nicht gesagt, gehört oder nicht gehört hat, publizistisch zu schützen. So ist denn — schon in Anbetracht des Umstandes, daß das Neue Wiener Journal untreu geworden ist, die Neue Freie Presse die Sympathien durch Heiterkeit verwirrt, die Neuesten Nachrichten nicht gelesen werden und die Arbeiter-Zeitung doch nicht gut offen parteinehmen kann — eben die »Gegenwart« gegründet worden, deren publizistische Erscheinung beträchtlich ist, ob nun die Annonce auf der ersten Seite, die nach Herzmansky, der Wahrheit oder mehr der Unwahrheit entsprechen mag. Außer Beiträgen des Bundesministers Schürff, des Universitätsprofessors Sperl, der die Zollunion im Haag vertreten hat und an der Spitze des Männergesangvereines steht, des schon etwas komplizierteren Professors Redlich, der es aber doch mit der Treue hält, findet sich noch ein Artikel unter dem Titel »Zähne zusammenbeißen, durchhalten!«, der aber weder von einem Dentisten noch von einem Strategen, sondern von einem Statistiker verfaßt ist. Ich habe keinen dieser Aufsätze gelesen, um mich nicht zu zersplittern und meine Aufmerksamkeit voll und ganz den polemisch-satirischen Beiträgen zuzuwenden, die mich naturgemäß, da eine verwandte Saite anklingt, weit mehr interessieren. Vier davon, »Bilder der Gegenwart« betitelt, fallen

nebst dem frischen Ton, den sie in das Gebiet der Glosse bringen, dadurch auf, daß sie keine Unterschrift tragen. In dem einen — betitelt »Unehrliches Spiel« — ist von »fair play« die Rede, der Devise, die sicherlich ehedem in der Umgebung Eduard VII. in der Marienbader Luft gelegen war; nicht ohne daß auch sonst an englische Lebensregeln wie auch an Lykurg angeknüpft würde. Ferner wird auf das Blatt des Lippowitz gedeutet, das der Vizekanzler »nicht an sich herankommen ließ« — man erinnert sich noch an den Dank für die Ehrung durch den »unabhängigen Herausgeber des Neuen Wiener Journals« —; von Pflichten ist die Rede, ein Dichter wird zitiert, obschon nicht Rückert, sondern im Gegenteil Strindberg, und zum Schluß wird, wenngleich es viele Dinge gebe, über die »der Außenminister und beurlaubte Polizeipräsident nicht sprechen darf, nicht sprechen k a n n und nicht sprechen will«, für heute doch »das eine gesagt: Die Schonzeit ist vorüber; nicht nur für das Niederwild!« (Veilchen würde sagen: Vederemo oder: Man wird doch usw., und Barkassy hat mit einem analogen Ausdruck von Verschwiegenheit seine stärksten praktischen Erfolge erzielt.) Wiewohl es nun dem Vizekanzler »fernliegt, gegen Polemik zu polemisieren«, so gibt es noch einen zweiten Artikel, »Die Drahtzieher und ihre Presse«, der sich aber trotz der Wendung, die Interpreten des politischen Liedes hätten sich ihre Strophen zurechtgelegt, nicht gegen einen Offenbach-Interpreten, sondern gegen Seipel und die Reichspost richtet. Dieser Artikel ist mehr satirisch gefärbt, indem von einem »Parteiblätter- und Blättchenwald« die Rede ist; davon, daß »ein in den weitesten Kreisen unbekanntes Parteiblättchen sein blasses Stimmchen erhebt, um in besorgten Worten auf die neueste Freveltat des bösen Vizekanzlers Doktor Schober hinzuweisen« (der tatsächlich als Ghibelline in reiferen Jahren sein Doktorat gemacht hat); und davon, daß das Urteil des »Volksboten von Kikiritzhausen« einem Leserkreis »auch außerhalb von Kikiritzhausen« vorgesetzt werde, indem »die von keinerlei Sachkenntnis getrübte Weisheit« dann wieder in Wien erscheine. Ein Aperçu jagt das andere, ohne die geringsten Müdigkeitserscheinungen, die bei ihrem Alter begreiflich wären. Ob Kikiritzhausen nicht gleich Perg in Oberösterreich seine idyllischen Reize hat, wird nicht gesagt, dagegen das Wort »verdienstvoll« in Anführungszeichen gesetzt, während die

Wendung, daß sich die Reichspost manchmal »in n o r nehm-ruhiges Schweigen« hülle, nicht so sehr auf satirische Absicht als auf einen Druckfehler zurückzuführen sein dürfte. Von Pflichterfüllung kommt in dieser Glosse nichts vor, dagegen etwas vom Trennungsstrich, welcher gezogen wird und zwar von Herrn Dr. Ender zwischen der Partei und der Reichspost. Eine glückliche Metapher: daß »der Taktstock gehoben« werde, damit es in jenem Blättchenwald »zu rauschen beginnt«, wird leider durch die Einschaltung gestört: — es muß ja nicht gerade der Taktstab eines Musikers sein —

Aber das versteht sich eigentlich umsomehr von selbst, als ja in diesem realen Falle eben kein Wald, keine Publizistik, sondern nur ein Orchester zu rauschen beginnt. Keineswegs unanschaulich ist auch das Bild eines

D r a h t z i e h e r s, der unter dem Schutz der T a r n k a p p e an den F ä d e n zieht, die die F e d e r n seiner M a r i o n e t t e n in Bewegung setzen . . .

Ein wenig viel Apparatur — wie bei Reinhardt —, aber man ist im Bilde. Dagegen wird ausdrücklich ~~und mit Quellenangabe~~ HdS Wippchen zitiert, der einen Artikel das Licht der Druckerschwärze erblicken ~~läßt~~ Hlisp. Mehr pathetisch ist die Glosse »Die Patrioten« gehalten, worin mit Beziehung auf die dem Bundesstaat verweigerten sechzig Millionen Schilling und die damit verbundene Erörterung des Problems einer Demission beklagt wird, man sei bereit gewesen,

ihn (den Außenminister) für ein paar Silberlinge zu verschachern.

Wie anders steht gegenüber diesen Judassen, die, auch »Schächer« genannt, die ersehnte Möglichkeit gekommen sahen,

den verhaßten deutschen Mann zu stürzen

eben er da, der mit erhobenem Haupt, Hand in Hand mit dem deutschen Bruder, der Sonne entgegen und zur Tagesordnung schreitet. Oder mit andern Worten:

auf der breiten Straße der Öffentlichkeit aufrecht und zielbewußt seines geraden Weges geht,

der naturgemäß über zahlreiche Gemeinplätze führt, so daß er am Ziele ausrufen kann:

Der Spruch des Dichters aber steht flammend vor den Erbärmlichkeiten: »Nicht würdig ist die Nation, die nicht alles setzt an ihre Ehre.«

Zwar nicht ganz genau zitiert, aber es kommt eben bei der Nation nicht auf den Wortlaut, sondern auf die Ehre an. Gespannt, zu erfahren wer diese neue polemische Begabung sein mag, die da so kräftig

2 ist man zunächst ein wenig erstaunt, daß der deutsche Mann, und ohne Fäden ihre Schwinge, beziehungsweise Feder regt, der so aufrecht seines geraden Weges und gegen die Dunkelmänner losgeht, nicht mit seinem Namen signiert, sondern die Verantwortung einem Redakteur namens Wondré und einem Drucker namens Nakladal überläßt. Aber es wird sofort klar, daß der Autor niemand anderer ist, als der Verfasser des Leitartikels »Österreichische Schicksalsfragen«, der ohne Tarnkappe und mit offenem Visier kämpft, indem er sich Johann Seb. Perger nennt. Dieser Artikel ist unschwer als eine Verherrlichung der Wirksamkeit des Vizekanzlers, Bundeskanzlers und Polizeipräsidenten Schober zu agnoszieren, und zwar auf den ersten Blick, der die folgenden Wendungen zu erfassen vermag:

pflichtgemäß — — in Erfüllung seiner Pflicht — — verpflichtet sei — — seine Pflicht restlos erfüllen werde — — ihm seine Verpflichtung darlegten — — legte ihm seine Pflicht dar — —

Nämlich die Bundeskanzlerschaft zu übernehmen.

Die Situation der Wirtschaft drängte zur Annahme und Schober sagte: »Ja«. — — Zu diesem Behufe — —

Was Johann Seb. Perger, der sich voll und ganz in die Sprach- und Gedankenwelt Schobers eingelebt hat, sonst sagt, ist nicht beträchtlich, es

kann bei einer anderen Gelegenheit darauf zurückgekommen werden.

Auch Epaminondas war bekanntlich ein schlichter Mann, von dem es in der Schule hieß, er habe nur einen Rock gehabt, »und wenn er geklopft wurde, konnte er nicht ausgehen«. Ähnlich erzählt Johann Perger, der sehr genau informiert scheint, ein hervorragender österreichischer Politiker und Parlamentarier sei am 4. September vormittags bei dem damaligen Polizeipräsidenten erschienen,

um ihm anzukündigen, er werde in kurzer Zeit Bundeskanzler werden müssen; er verlange keine Antwort — —

Aber es sei eben »unvermeidlich geworden«. Was dann weiter geschah:

Auch darüber wird einst der letzte Schleier zu lüften sein . . . .

Perger ist aber Satiriker, indem er den Gegnern schon heute unter die Nase reibt, daß sie

auf ihre Weise das Ihrige dazu beitrugen, die Bemühungen der Regierung, das Vertrauen des Auslandes zu erhalten, zu »unterstützen«.

Auf so eindringliche Art gelingt es ihm, das ganze Hühnchen, von dem jener Schwanz kommt, mit ihnen zu pflücken. Nach einer kleinen Verwechslung von »Diadochen«, die um die Führung der Heimwehr kämpfen, mit Prätendenten — während die Abderiten richtig ~~gebraucht~~ sind — passiert das folgende:

Was nun an Intrigen gegen den Bundeskanzler . . geleistet wurde, ist ein Satyrspiel auf die der Öffentlichkeit vorgemachten Bemühungen um die Interessen des Vaterlandes . . .

Trotzalledem handelt es sich um ein neues satirisches Talent, hinsichtlich dessen — rücksichtlich des Umstandes, daß sich die Fackel, die immer nur Schober behandelt, ein wenig überlebt hat — schon längst ein Bedürfnis verhanden war. Ein Satiriker, der für Schober eintritt — wie das Satyrspiel nach der Tragödie — ist gewiß eine in der Publizistik seltene und willkommene Erscheinung. Ihm selbst, der gewiß die diesbezügliche Fähigkeit hätte, ist es ja leider, solange er in Amt und Würden und nicht vielmehr in Perg sitzt, verwehrt. Er kann alles machen — aber persönlich hervortreten, nein! Denn es wäre doch unvorstellbar, daß Schober, bei aller Ähnlichkeit mit dem andern Staatsmann von europäischem Format, schon heute die polemische Feder in Bewegung setzt — und wie jener in Friedrichsruh an den »Hamburger Nachrichten« — an der »Gegenwart« mitarbeitet, deren erste Nummer soeben erschienen ist. Ein Pseudonym wählen? Das ginge schon gar nicht. Man kann über sich selbst schreiben, wie zum Beispiel ich, aber man kann nicht unter einem Pseudonym über sich selbst schreiben. Es mag bei Weihnachtsbescherungen für die Polizeikinder sowohl in den »Unüberwindlichen« wie im Leben vorkommen, daß der Verteilung der Gaben eine umfassende Würdigung der Verdienste des Polizeipräsidenten durch ihn selbst vorangeht. Aber daß er in einer Zeitschrift unter einem Pseudonym mit seinen Neidern und Feinden abrechnet, das würde selbst von einer Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre, nicht als würdig empfunden werden. Und wenn man in so heikler Situation, wo ein Hort schutzbedürftig wird und alle sich als untreu erweisen, nach einem Ausweg sucht, soll man sich da nicht freuen, wie der Polizei auch die Lösung dieses Falles restlos gelungen ist? Ist es nicht geradezu ein Fingerzeig der Vorsehung, daß ein deutscher Mann

namens Johann Seb. Perger lebt (nicht Sepp, sondern wie Bach ~~Johann Seb.~~) der Schobers Herz auf dem rechten Fleck hat und so spricht, wie jenem der Schnabel gewachsen ist? Das Staunen über den Glücksfall, daß es in Wien einen Autor gibt, der als so täuschender stilistischer Doppelgänger — gleich der Maske der Schauspieler Peppler und Meister — die Pflicht des andern erfüllt, und daß dieser Perger gleichfalls ein Johannes ist, ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Das Rätsel, wer Ferdinand Bruckner sei, scheint endgültig aufgeklärt (wiewohl noch sein »Timon« darüber den letzten Schleier lüften dürfte). Wer aber ist Johann Seb. Perger? Das Zentralmeldungsamt der Polizeidirektion, bei dem ich Erhebungen pflegen ließ, gab — nach gewissenhaftester Durchforschung der Materie — die

Auskunft

(Zum Gebrauche vor Behörden nicht geeignet.)
Vor- und Zuname: Johann Sebastian Perger
Ohne Angaben nicht eruierbar.

Das war enttäuschend. Wie? Schober sollte sich von einem Autor verteidigen lassen, der polizeilich nicht gemeldet ist? Verbirgt man ihn, damit er, wenn es nötig ist, alles macht, um nicht persönlich hervortreten zu können? Ich traute dieser authentischen Auskunft nicht und befragte den Lehmann. Und wie ich schon satirisches Glück habe, so kann ich Ihnen diesbezüglich etwas Hübsches mitteilen: es gibt in Wien zwar einen Herbert Perger, der Schriftsteller, keinen einzigen Sebastian, aber dafür zwei Johann Perger, welche freilich ganz andere Berufe haben, die in ihrer Sauberkeit weitab von allem führen, was mit Politik und Polemik zusammenhängt. Der eine ist Dienstmann, übt also eine Tätigkeit aus, bei der sich die Pflichterfüllung von selbst versteht und auch ohne viel Aufhebens vollziehen dürfte. Ich glaube darum nicht, daß er den Artikel »Österreichische Schicksalsfragen« verfaßt hat. Der andere Johann hat einen andern Beruf: er ist Anstreicher und Lackierer.

WIENER STADTBIBLIOTHEK